

in (4133) 1 v. G. von K... ..

Die Kaiserliche Schutztruppe
in
Deutsch-Südwest-Afrika
unter Major Teufwein.

Von

Richard Carow,
ehemal. Sergeant der Kaiserl. Schutztruppe.

Mit einem Bildnis des Major Teufwein,
30 Abbildungen und einer Karte.



0372/
Z. G.

Leipzig,
Verlag von Gg. Freund.
1898.

7 w. Nr. 9 II d 215.



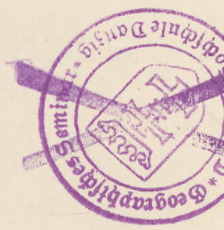


Major Teutwein,
Landeshauptmann.

0063-883

Die Kaiserliche Schutztruppe
 in
 Deutsch-Südwest-Afrika
 unter Major Leutwein.

Von
Richard Carow,
 ehemal. Sergeant der Kaiserl. Schutztruppe.



Mit einem Bildnis des Major Leutwein,
 30 Abbildungen und einer Karte.



Leipzig,
 Verlag von G. Freund.
 1898.



Biblioteka Główna
 Uniwersytetu Gdańskiego



1100002878

Druck von Meßner & Wittig in Leipzig.



Herrn Major Teufwein

Kaiserlichem Landeshauptmann in Deutsch-Südwest-Afrika,

in tiefster Ehrfurcht und Ergebenheit

gewidmet

vom

Verfasser.



XIX/46 II

~~inu. 52351 +~~

1065

12. 20/58



V o r w o r t.

Nicht ein wissenschaftliches Werk will ich meinen verehrten Lesern und Leserinnen mit diesem Büchlein bieten, denn dazu reichen meine Kräfte nicht aus. Dies ist ja schon von berufener Hand durch die Herren Dr. Schinz, v. François und v. Bülow geschehen, die in stattlichen Bänden die Anhänger und Gegner unserer Kolonial-Bestrebungen mit Deutsch-Südwest-Afrika (Lüderitzland) vertraut gemacht haben.

Leider wird unsere Kolonie, von der mein Buch redet, noch immer stiefmütterlich behandelt. Durch falsche und entstellte Berichte und Behauptungen von Leuten, die nur einige Monate sich drüben aufgehalten haben, sowie durch eine nicht immer gerechte, den tatsächlichen Verhältnissen wirklich entsprechende Beurteilung von kolonial-feindlicher Seite aus, ist „die Stimme des Volks“ dahin gebracht worden, daß noch heute Südwest-Afrika, nachdem es nunmehr über 10 Jahre der Kulturarbeit offiziell unterliegt, entwürdigt, als Stiefkind achtlos bei Seite geschoben wird, und für die Kolonial-Bestrebungen eine gewisse Voreingenommenheit herrscht, welche die Entwicklung des Landes wesentlich beeinträchtigt. Wer hingegen Jahre dort gelebt hat und mit Land und Leuten innig vertraut geworden ist, wird sein Urteil stets dahin abgeben müssen: „Unsere Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika hat eine große Zukunft.“ — Am besten zeigt dies die Kapkolonie, deren Urbild im wesentlichsten daselbe war, was unsere Kolonie heutigen Tages noch ist. Ackerbau, Viehzucht und — Bergbau sind die drei Hauptfaktoren

für die Entwicklung der Kolonie. Man vergeffe nicht: Rom ist nicht in einem Tage erbaut.

Mit meiner Erzählung will ich vielmehr versuchen, den Angehörigen und Kameraden in der Heimat ein Bild von dem Leben unserer Schutztruppe in Südwest-Afrika zu entwerfen, und — als den Hauptzweck ansehen — Freunde für die koloniale Sache zu werben. Kann ich nun auch nicht jeden Kameraden, der mir bekannt geworden ist, namentlich aufführen, so werden doch viele Leser, vielleicht an der Hand privater Mittheilungen von den Mitgliedern der Schutztruppe, mir auf Weg und Steg folgen können und auch hier und da bekannte Plätze, die ihre Lieben berührt haben, wiederfinden.

Möge so meine kleine Erzählung den Weg zum Herzen der Angehörigen der Mitglieder unserer Schutztruppe finden, mögen hiesige Kameraden, von denen viele gewiß Freunde und Bekannte dort drüben haben, durch diese Schilderung für unsere Bestrebungen begeistert werden.

Für die koloniale Sache aber wünsche ich dem Werkchen Zugang in alle die Kreise, welche den wahren Wert von Deutsch-Südwest-Afrika noch verkennen und an das Emporblühen der jungen Ansiedelung nicht zu glauben vermögen.

Dessau, im Oktober 1897.

Der Verfasser.

I.

Unsere Seefahrt.

Wir waren doch recht erstaunt über den Umfang und die Größe des Boermann-Dampfers, der uns nach Südwestafrika bringen sollte. Zwar hatte längsseite unseres „Lulu Bohlen“ ein noch viel größerer Frachtdampfer angelegt, um sich mit Gütern für ferne Länder vollstopfen zu lassen, doch für die meisten von uns war der Anblick der großen Segelschiffe und Dzeandampfer etwas Neues. Unser Transport bestand aus lauter Kavalleristen des deutschen Heeres und sollte, als Verstärkung der Kaiserlichen Schutztruppe, den aufrührerischen Hottentottenhäuptling Hendrik Witbooi, der schon seit Jahren der Regierung Schwierigkeiten gemacht hatte, unter das deutsche Joch zwingen helfen.

Also unser „Lulu Bohlen“, — Lulu, wie wir ihn kurzweg nannten — war am 17. Juni 1894 nachmittags klar zur Abfahrt. Die Kapelle des Altonaer Infanterie-Regiments blies den letzten Tusch zu Ehren eines ihrer früheren Hauptleute, des Hauptmanns v. Estorff, der unser Transportführer war. „Lieb Heimatland Ade!“ — nicht so ganz mit freien, munteren Stimmen klang das letzte Lied im heimatischen Hafen; nicht etwa mutlos, aber doch entschieden gedrückt war die Stimmung, denn wer weiß, ob alle wiederkehren werden? Am Strand und in den Gärten von Blankenese winkte so manches Tüchlein uns den Abschied nach, von kaum sichtbarer, unbekannter Hand geschwenkt. Kurz vor Sonnenuntergang begegneten wir bei Cuxhaven in der Elbe dem Schnelldampfer „Normannia“, der soeben von Amerika gekommen war, und mit „hurra!“ empfingen wir auch hier die letzten Grüße und Wünsche von deutschem, wenn auch schon schwankendem Boden. Abends 10 Uhr dampften wir von Cuxhaven, wo noch einige Fracht verstaubt worden war, in die offene See, die Nordsee. Ich stand am Backbord, auf die Reeling gestützt, und schaute sinnend in die schwarze unendliche Tiefe. Die Bilder des in jüngster Zeit

Erlebten zogen lebhaft an meinem Auge vorüber. Ich gedachte meiner Garnison Potsdam, meiner Lieben im Heimatsorte. Wann werde ich Euch wiederschauen? — Besonders frisch im Gedächtnis stand mir die Besichtigung unseres Transportes durch Se. Majestät den Kaiser, welche wenige Tage zuvor, am 15. Juni, im Wildpark bei Potsdam stattgefunden hatte. Se. Majestät hatte uns „Kameraden“ auf die Aufgabe im fernen Südwestafrika mit den



Hauptmann von Estorff.

Worten hingewiesen: — — „Wohl sind Euch die Eingeborenen an Zahl überlegen, doch sie haben nicht den Geist, die Ausbildung wie Ihr, deutsche Soldaten. Denkt daran, daß auch sie (die Eingeborenen) Menschen sind, wie Ihr. Auf Wiedersehen!“ — — Ich, und überhaupt wir alle, waren durch die überaus gnädige und huldvolle Ansprache hoch bezückt worden. Nie wird sie meinem Gedächtnis entschwinden.

Ich erinnere mich noch der ersten Nacht auf Lulu. Fortwährend wachte ich auf; die See rollte und der kurze, kräftige Wellenschlag der Nordsee rüttelte uns unhöflich im Schlafe auf. Ich dankte Gott, als der Morgen graute, ein Sonntag mit klarem Himmel und doch bei den meisten mit trüber Stimmung, denn Neptun forderte seine Opfer schon am ersten Seefahrtstage. Hauptmann v. Estorff hielt einen kurzen, aber zu Herzen gehenden Feld-, besser Schiffsgottesdienst ab, der so manchem eine Thräne entlockte, wenn er der langen Trennung — vier, fünf und bei manchem auch sechs Jahre — gedachte, die ihn von seinen Lieben fernhielt. Doch die Gemüther erhellten sich bald wieder, waren wir doch keine Frauen und Kinder, keine Auswanderer, die der Zwang von daheim entführte, sondern Männer und Soldaten des Kaisers und Reichs, die Ehre, Zukunft, Lebenserfahrung suchen, sammeln und ernten wollten in frischem fröhlichen Thun. —

Der Dienst an Bord war leicht. Morgens und nachmittags je 1—1 $\frac{1}{2}$ Stunden Instruktion über Krankenpflege, Land und Leute in Südwestafrika oder Ziel- und Schießübungen mit Karabiner und Revolver. Die Verpflegung und Unterkunft ließ zu wünschen übrig, doch war dies bei der Menge der Menschen auch nicht viel anders zu erwarten. Uns hielten immer die Gedanken an etwas Besseres am Lande hoch, und außerdem ist ein Mensch wohl nie voll und ganz zufrieden, denn die Passagiere der 2. Klasse, die unserer Ansicht nach „fürstlich“ lebten und „lukullisch“ speisten, machten auch schiefe Gesichter, tadelten und bemängelten. —

Nach zwei Tagen dichten Nebels lag am Abend des dritten Tages der schöne Strand von Wight mit seinen grünen Wiesenabhängen vor uns, ein entzückender Anblick! — Es war das letzte Stück europäischen Landes, das wir sahen.

Im Busen von Biscaya hatten wir, ein seltener Fall, eine glänzende Fahrt. Die See: thatsächlich spiegelglatt, hellblau-grün, nur die langen Hügel, durch die Meereskraft hervorgezaubert; lichter, blauer Himmel, daß einem das Herz lachte. Abends das Meeresleuchten — für uns alles neu, imponierend.

So ging's bis zum zehnten Tage unserer Reise; bei der unseres Lulus Kiel große Delphine (Schweinsfische) umsprangen. In großen langen Sprüngen sich aus dem Wasser hebend, tauchten sie mit schlankem Kopfsprung wieder unter in die Flut, schneller als Lulu sich fortbewegend.

Am Nachmittage des 26. Juni 1894 tauchten vor uns die

Spitzen des Gilandes Teneriffa auf. Der Pic von Teneriffa, ein erloschener Krater, ragte hoch über alle Bergkuppen hervor, als wir der Insel näher und näher kamen.

Um 4 Uhr rasselten die Ankerketten, ein leiser Ruck und wir standen im Hafen von Santa Cruze, der Hauptstadt Teneriffas. Vom Schiff aus, das ca. 500 Meter vom Lande abstand, sah das Städtchen mit seinen viereckigen weißen Häusern, den platten Dächern, wie ein orientalisches Nestchen aus. Im Hintergrunde die unendlich hohen und langen Weinberge, mit Bastionen und Befestigungen, wie hingestreut an den Abhängen. Kaum stand Lulu, als auch schon das Deck von Spaniern wimmelte, die Wein in Trauben und Flaschen, Aprikosen, Bananen und andere Südf Früchte feilboten.

Am nächsten Morgen (27. Juni), früh 5 Uhr, ließen wir uns ans Land bringen. Zuerst waren wir — fünf Unteroffiziere — ratlos, wie wir uns mit den Spaniern verständigen sollten, doch erwichte ich einen französisch sprechenden Bummler und mit allem, was ich noch radebrechen konnte, verständigten wir uns und gingen, von ihm geführt, ins Innere der Stadt. Für uns Neulinge waren die halbnackten Kinder etwas Unerhörtes; doch ungestört ob ihrer Außerlichkeit betraten wir eine ziemlich schmutzige Budike und erlangten auch glücklich einige Flaschen Exportbier. Ein „Hoch auf den deutschen Kaiser!“ wurde bei dem kurzen Gelage nicht vergessen. Wir suchten nun, um zu speisen, ein spanisches Hotel auf und staunten über die hier herrschende Sauberkeit im Gegensatz zu den liederlich aussehenden Straßen.

Die Frauen, die wir sahen, waren sehr hübsch und äußerst liebenswürdig. Kohlschwarze Augen, weiße durchsichtige Haut, ein fein geschnittenes Gesicht und edler Anstand waren die Hauptzüge der besseren Klasse der Frauen. Und doch ist mir, war uns allen, ein blondes deutsches Weib tausendmal lieber als all' die glut- äugigen südlichen Schönen.

Nach einem Rundgange durch die Stadt begaben wir uns, den Markt „des fruits“ berührend, auf Deck des Lulu Wohlten zurück, die Erinnerung eines schönen Tages auf einer der kanarischen Inseln mit uns nehmend.

Ohne etwas Besonderes zu sehen, langten wir am 7. Juli in Monrovia, der Hauptstadt des Negerfreistaates Liberia, an. Eine sehr starke Brandung umspülte die hohe Klippe, welche Monrovia gegen starke Winde von der See aus schützt. Von dem Lulu

gesehen, nahm sich der Ort recht nett aus in seinem Rahmen von Palmen, doch am Lande angekommen, sah man im Vordergrund nur elende Hütten der Kruneeger; Weiber boten Waren an und außer einem deutschen Kaufmann Schulze und Woermann's Faktorei sah man nichts Erfreuliches, es sei denn die hohen Palmen und Bananen, die uns als Urbild Afrikas vorleuchteten. Auf, und neben dem Schiffe in Canoes, tummelten sich die Krunjungen, schwammen für 50 Pfennig unter dem Schiff hinweg, tauchten nach hineingeworfenem Gelde mit großer Fertigkeit und — bettelten haarsträubend. Zulu Wohlens Kapitän Busch heuerte ca. 30 Krunjungen zum Löschen der Ladung und zu sonstigen Schiffsarbeiten, und pustend dampften wir weiter nach dem Ziel unserer Reise, Swakopmund in Deutsch-Südwest-Afrika.

Am Nachmittage des 14. Juli 1894 passierten wir um 3 Uhr den Äquator und die sämtlichen Passagiere mußten sich dem alten Brauch der Äquatortaufe unterziehen, die, durch einen Kanonenschuß eingeleitet, in origineller Weise verlief.

Auf einem Karren fuhr das ganze Deck entlang Neptun mit Gemahlin, den Dreizack in der Rechten, der Sekretär und Barbier ihm zur Seite. Vor dem Speisesaal der Passagiere 1. Klasse war ein etwa fünf Quadratmeter großes Segeltuch ausgespannt und mit Seewasser gefüllt worden. Hauptmann v. Estorff, der wegen einer Verletzung am Schienbein stets sitzen mußte, wurde nur mit einem starken kalten Strahl bespritzt und dann nahm die eigentliche Taufe ihren Anfang beim Hauptmann v. Sack. Der Barbier seifte ihn gründlich mit Kleister, der mit roter Mennige vermischt worden war, ein und mit einem sabelhaft großen hölzernen Rasiermesser ging's an das Abkratzen; doch nur zur einen Hälfte hatte der Barbier Hauptmann v. Sack rasiert, als letzterer auf dem Brett, wo er stand, durch einen Ruck des Neptun den Halt verlor und zum Ergötzen aller Zuhauer rücklings kopfüber in das mit Wasser gefüllte Segeltuch stürzte. So erging es den sämtlichen Reisenden, ca. 250 an der Zahl, unter lautem Allotria, Hurrarufen und Jauchzen. Natürlich hatten wir uns zu dem Akt schon präpariert und gingen seit Mittag nur mit den notwendigsten Kleidern angethan, an Deck einher. Um 5 Uhr war die Taufe vollendet und es empfing ein jeder seinen Tauffchein, von Gott Neptun eigenhändig unterschrieben und unter Siegel ausgefertigt. Die wenigen an Bord anwesenden Damen waren zum Gaudium der Mannschaften mit kölnischem Wasser eingeweicht

worden, das der Kapitän gespendet hatte. Ein kleines Vorkommnis hierbei soll nicht unerwähnt gelassen werden:

Wir hatten beim Transport einen Unteroffizier namens Kirstein, der behauptete, er sei schon auf seiner Fahrt nach Kamerun im Jahre 1892 oder 1893 unter der Linie getauft worden, trotzdem ja bekanntlich der Äquator bei direkter Seefahrt nach Kamerun nicht berührt wird. Der Bootsmannsmaat wußte das ja am besten und er hob den pp. Kirstein, der uns überlegen auslachte, plötzlich mit ungeheurem Schwunge (in seiner Gestalt als Neptun) in die nasse Flut. Ein schallendes homerisches Gelächter dankte dem Neptun für seinen guten Einfall. — —



Fritz Rebeder.

Der nächste Tag brachte uns einen schon recht netten Sturm und starken Seegang. Der Lulu holte oft mit seinem hohen Bugspriet Wasser. Wer bis dahin noch keinen Seezoll entrichtet hatte,

dem wurde er jetzt unbedingt abgefordert, und der uns begleitende Off.-Arzt Dr. Schöpwinkel hatte alle Hände voll zu thun, die sich krank meldenden Mannschaften zu trösten, da Medizin ja doch nichts hilft.

Ohne Zwischenfall erreichten wir die Küste von Südwestafrika und gingen am Abend des 17. Juli vor Anker. Am Lande standen, vom Schiff aus kaum kenntlich, vier bis fünf Wellblechhäuser, sie repräsentierten die deutsche Matrosenstation Swakopmund. Am Signalmaste flatterte lustig die deutsche Nationalflagge. Gleichzeitig donnerten einige Böllerschüsse am Land und brachten uns den Willkommensgruß entgegen. Nach einiger Zeit sahen wir ein Boot vom Lande aus in die Brandung hinaus-schießen und nach ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde legte der Kaiserliche Landeshauptmann Major Leutwein mit dem Boot längsseits des Lulu Bohlen an und erklimm in Begleitung des Lieutenant Eggers das Deck, mit dreimaligem Hurra brausend begrüßt. Die ihn begleitenden Matrosen kamen gleichfalls an Deck und ich erkannte unter ihnen als ersten Schutztruppler, der mir hier im fernen Süden entgegentrat, einen Landsmann, auch Dessauer, namens Fritz Reckefer, mit dem ich zusammen den Vorunterricht zur Konfirmation genossen hatte.

Die beiderseitige Begrüßung fiel natürlich recht herzlich aus und ich erfuhr nun die ersten Geheimnisse aus dem Lande, das auf Jahre meine Heimat sein sollte. Er erzählte von seinen Reisen, von seinen mitgemachten Kämpfen gegen Witbooi und ich mußte ihm berichten über seine Lieben in der Heimat.



II.

Land und Leute in Deutsch-Südwest-Afrika.

☞ He meine Leser ihren Fuß im Geiste auf den heißen Boden Afrikas setzen, will ich ein kurzes Bild entwerfen von allem, was ich in dem Zeitumfange von 2¹/₂ Jahren an den Eingeborenen, an Boden- und Kultur-Verhältnissen, Flora und Fauna unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes kennen lernte. Diese Einführung in die Verhältnisse ist für die leichtere Auffassung der nachfolgenden Erlebnisse von größter Wichtigkeit.

Den Einwohnern nach zergliedert sich das Land in vier Teile: 1. in das von Hottentotten und Buschleuten bewohnte südlich gelegene Namaland; 2. das von Hereros oder Damaras besetzte Damaraland; 3. das Ovamboland, ebenfalls benannt nach seinen Einwohnern, den Ovambos, und 4. in diejenigen Teile, welche Steppen, Küstengebiet und Wüsten ausmachen. In den letzteren Gegenden hausen meist nur Buschleute, in dem im Norden gelegenen Steppengebiet „Kaokofeld“ die Zwartbooi-Hottentotten und einige Ova-hereros. — Der Süden und auch ein Teil des mittleren Gebietes des annektierten Schutzlandes sind meist gebirgig und eignen sich daher nicht zum Anbau von größeren Strecken Landes. Viehzucht und kleine, in Rivieren (Flußbetten) gelegene Gärten, die, meist be-rieselt, teilweise unsere heimische, durchweg aber tropische Vegetation erzeugen, ernähren die Ansiedler. Handel mit Tauschartikeln ist hier, wie im Norden, eine Haupteinnahme für die deutschen Farmer und Kaufleute.

Das nördliche Damaraland weist große Strecken bestellbaren Landes auf, für dessen Bebauung es schließlich nur an Regen mangelt. An Stellen jedoch, wo größere Quellen zu Tage treten, werden mit Erfolg Rieselfelder und -Gärten angelegt. Man findet auch hier die ersten wildwachsenden Palmen und Bäume mit vollem Laub ohne Dornen.

Das Ovamboland ist bisher noch wenig bereist worden. Doch kann ich mitteilen, daß das Land sehr fruchtbar ist und von den Eingeborenen viel Ackerbau betrieben wird. Einige Missionare beginnen unter den Ovambos das schwierige Werk der Kultur, doch haben sie sehr unter dem hier herrschenden Fieber zu leiden.

An Wüsten endlich hat man die an der Küste in der Gegend von Swakopmund beginnende Namieb, im Osten des Schutzgebietes die Kalahari. In beiden ist zwar Gras- und vereinzelt Strauchwuchs, aber gänzlicher Mangel an Wasser. Ein mir bekannter Ansiedler und Kaufmann, Herr A. Voigts in Okahandya im Damaraland, war vor Jahren einmal nahe daran, in der Kalahari verdursten zu müssen. Sein Zugvieh lebte nur von den wildwachsenden Wassermelonen.

Im allgemeinen ist das Land wasserarm, d. h. an offenem oder fließendem Wasser, was keineswegs ausschließt, daß bei An- lage von Brunnen reichlich Wasser zu Tage tritt. (Neuerdings hat man auch mit Eifer und Erfolg Brunnenanlagen in Angriff genommen, namentlich auf dem Transportwege Swakopmund- Windhoek.) Die Verkehrswege gehen aus den genannten Gründen meistens auch in und an den größtenteils ausgetrockneten, nur bei anhaltendem Regen laufenden Flußbetten entlang, in welchen dann nach Wasser gegraben wird, um Menschen und Vieh zu laben.

Der Boden auf dem schon erwähnten Wege von Swakopmund nach Windhoek ist meist steinicht, da der mittlere Teil von einem felsigen Gebirge durchzogen wird.

Auf den Hochplateaus dehnen sich in unabsehbare Weite Grassteppen aus, die hier und da von Sträuchern bestanden sind und an tiefer gelegenen Stellen auch Bäume, hauptsächlich den Kamelbom, aufweisen. Charakteristisch für die Vegetation ist der Umstand, daß in dieser Gegend wohl kaum ein Baum oder Strauch zu finden ist, der ohne Dornen wäre. Am bekanntesten ist wohl der mit dem holländischen „Wart' ein bißchen!“ benannte Strauch, der krallenartige Dornen aufweist und nichts vorbeiläßt, ohne seinem Namen durch die That Ehre gemacht zu haben. Auch der sogenannte Christusdorn ist bemerkenswert durch seine überfingerlange Größe. Die Blütezeit der Grassteppen bringt uns auch duftende Boten der Flora, am angenehmsten riecht wohl die Blüte des Kamelboms. Heideblumen und -Blümchen kommen in einer staunenswerten Vielfältigkeit vor.

Ist man stundenlang auf einer solchen Heide marschiert, so zeigen sich in der Ferne die blauen, hoch in den Äther hineinragenden Kuppen der sich vorlagernden Höhenzüge. In der ersten Zeit ist man oft enttäuscht über die Länge der Zeit, die man gebraucht, um an eine doch scheinbar so naheliegende Kuppe zu gelangen. Man ist belehrt, wenn man erfährt und selbst beobachtet, daß hier die Luft in ihrer Reinheit und Trockenheit dem Auge einen viel weiteren Horizont eröffnet, als in Europa. Dies macht sich besonders beim Schießen bemerkbar, bei welcher Gelegenheit man weite Entfernungen viel näher schätzt, als sie es in Wirklichkeit sind. —

Endlich ist der Fuß einer der sich vorlagernden Höhe erreicht und man ist dann gewöhnlich am Ziel: an einem Rastpunkt des Weges. In einem ausgedörrten Zufluß des Schwachhaub geht es eine Stunde und mehr bergab durch mächtige Felschluchten und Steinpartien, und man kommt endlich im Bette des Schwachhaub an, um am Wasserloch zu ruhen und abzukochen. An prächtigen Panoramen fehlt es auf solcher Reise nie und besonders der Sonnen=Auf- und =Untergang weckte in uns tiefe Empfindungen und versetzte uns stets in eine andächtige Stimmung:

„Gewaltig ist der Wonneshauer, der tief durch meine Seele bebt,
Mir ist, als ob der Weltenbauer dort unten scheidend selbst entfliehet.“
(Ludolf Zwernemann.)

Das Tierreich ist in allen Arten reich vertreten. Kriechendes Gethier, als: Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und Skorpione sind namentlich reichhaltig in Auswahl und Farbe. Von den Raubtieren sind vorwiegend Katzenarten vertreten. Kleine, schwarz-grau gestreifte und gefleckte, größere rote Wildkatzen, Leopard und Panther haben noch ihre Heimat im Lande. Elefant und Löwe sind am Auswandern und =sterben.

Maßfressende Hundearten, wie Schakal, Hyäne zc. lassen einen in der ersten Zeit nicht schlafen, bis man sich an ihr grauenhaftes Geheul gewöhnt hat.

Der Vogelwelt steht der Strauß vor, der in großen Herden vorkommt. Adler-, Geier-, Falken- und Papagei-Arten sind im ganzen Lande gleich zahlreich, nicht zu vergessen die bunten kleinen und größeren gefiederten Sänger.

Giraffe, Zebra, Kudu=Antilope, Springbock, wilder Büffel, Gnu, Gemsbock, Steinbock u. a. bilden den ausgiebigsten Teil der Jagd. — — —

Die Eingeborenen zergliedern sich nach der Farbe in gelbbraune und schwarzbraune. Den gelben Teil bilden die Hottentotten und Buschleute, den schwarzen Damara und Ovambo.

In sich zerfallen die Hottentotten in verschiedene Stämme. Diese sind äußerlich meist erkenntlich an ihren Kappen, welche sie, je nach dem Stamme verschieden an Farbe, auf ihrer Kopfbedeckung befestigen. Man unterscheidet: Witboois (Weißkappen), Zwart- (Schwarz-)boois, Kooi- (Rot-)boois. Topnaar-Khauas und Manasse-Hottentotten, auch die des Kapitäns oder Häuptlings Simon Kooper, schließen sich den andern an.

Hottentotten sind meist wenig arbeitsam, die einzelnen Stämme durchweg tückisch und hinterlistig, trotzdem aber gastfreundlich. Arm an Gütern, beschäftigen sie sich mit Jagd und sind, wie der weitaus größte Teil der Eingeborenen, mit Gewehren bewaffnet.

Gewissenlose englische und portugiesische Händler haben hier jahrelang Border- und Hinterlader an die Eingeborenen gegen Rindvieh verschachert, bis in neuerer Zeit dem Unwesen ein energisches Halt durch diesbezügliche Verordnungen und Androhungen mit harten Strafen entgegengestellt worden ist. — — —

Die Buschmänner sind scheue, bettelarme Menschen, abschreckend häßlich, klein, und leben ausschließlich von Jagd. Mit Pfeil und Bogen bewaffnet, sind sie schon mehrmals so frech gewesen, im Süden des Gebietes auf einsamen Heiden, unsichtbar hinter Sträuchern verborgen, Soldaten mit ihren vergifteten Waffen zu verwunden. Moral besitzt ein Buschmann nicht. — Ein jüngerer Buschmann ging z. B. einst mit seinem Vater auf die Jagd. Durch tagelanges Laufen ermüdet, konnte der Alte nicht mehr weiter. Kurz entschlossen scharrt ihn der Junge in ein ausgeworfenes Loch und begräbt den alten schwachen Vater, um ihn nicht weiter schleppen zu müssen, lebendig.



Pfeilspitzen.

Buschleute sind die Freiheit so gewöhnt, daß sie in Gefangenschaft, wie schon statistisch nachgewiesen, bald eingehen, trotzdem sie sicher besser und weniger hungrig leben als in der Wüste, in der Freiheit. Hütten kennt der Buschmann nicht, nur ein Windschirm oder Strauch schützt ihn nachts vor der Kühle und am Tage vor der sengenden Glut. — —

Die Damara's teilt man ein in Beest- (Ochsen-) und Berg-

oder Klippkaffern oder besser in eine besitzende und eine arme Klasse. Die besitzenden Damaras oder Hereros haben einen enormen Viehbestand. Es giebt Häuptlinge, die nicht weniger als 20 bis 30000 Stück Rindvieh besitzen, ohne das noch hinzukommende Kleinvieh, welches auch nach Tausenden zählt. — Der Herero ist groß, schlank und doch muskulös, hat intelligente Gesichtszüge und thut sich viel zu gut auf seine Übermacht. Der Stamm ist in der Lage, 20000 Krieger aufzutreiben, die, wie die Erfahrung gelehrt hat, recht gut kämpfen können, wenn es sich um Rettung ihrer Viehbestände handelt.



Kirri.

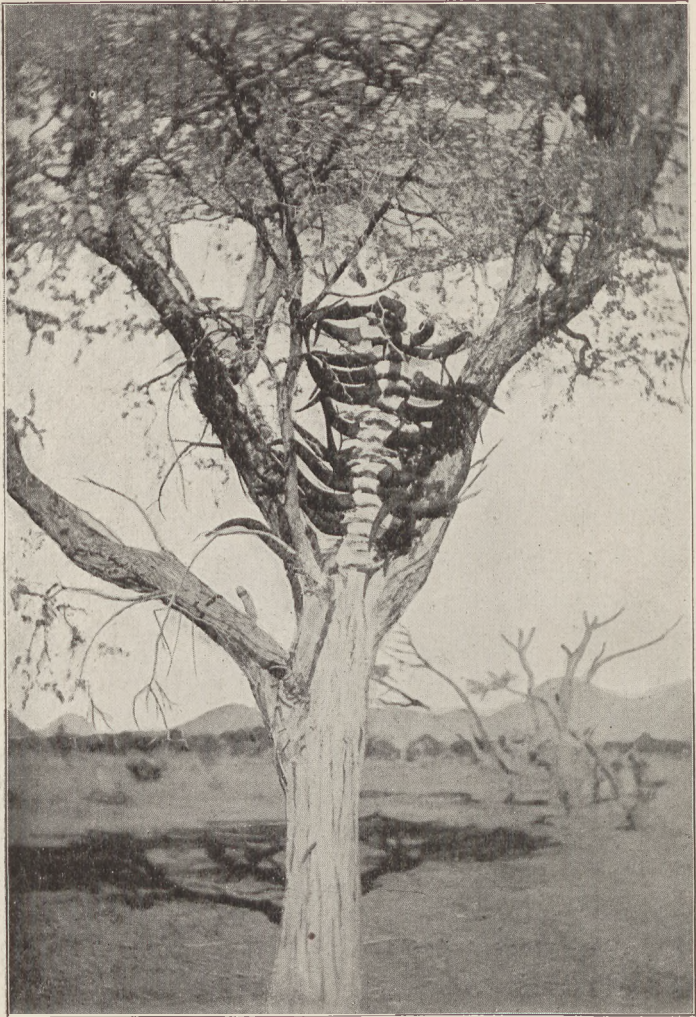
Ein Herero lebt fast ausschließlich von Milch, von süßer sowohl wie von saurer, und schlachtet nur bei Hochzeiten oder Todesfällen. Bei letzteren werden 20—30 Ochsen geschlachtet, verzehrt und die Schädel mit den daranhängenden Hörnern als Grabdenkmal dem Verstorbenen errichtet. Handeln sie von den Weißen Bedarfsgegenstände wie Messer, Pfeifen, Tabak oder Kleidungsstücke ein, so feilschen sie vom Morgen bis zum Abend um ein Schaf oder eine Ziege. Sie repräsentieren den personifizierten Geiz, betteln natürlich umsomehr jeden Weißen an, den sie sehen und sind — furchtbar faul. Neben ihren Henry-Martini-Gewehren führen sie den Kirri, eine kleine Keule, mit dem sie auf 50 Schritte den Vogel vom Baum holen und den sie im Handgemenge zum Schlagen benutzen.

Die Berg-Damara, ein verkommener mittelgroßer Stamm, arm, von sogenannten Dntyis (Unki), einer zwiebelartigen Knolle mit mehligem Geschmack, lebend, liefern heute (und wohl auch in Zukunft) das beste Arbeitsmaterial für die Weißen. Als Viehwächter, Hausburschen und Arbeiter verwandt, leisten sie gute, willige Dienste für ein nichts. Sie bewohnen meist Bergabhänge, wo sie ihre schon genannte Nahrung finden. Als Stammeszeichen hauen sie ihren Kindern den kleinen Finger der rechten Hand halb ab.

Außer den genannten Farbigen bewohnen im Osten einige wenige Betschuanen vereinzelte Plätze. Von Britisch-Betschuanaland kommend, ließen sie sich hier nieder und betreiben neben Viehzucht noch Gerberei und Flechtereie von Niedgräsern und Winsen. Ihre Hautfarbe ist kaffeebraun. Sie besitzen einen gewissen Grad europäischer Bildung, der sich in spitzbüßischen Übervorteilungen gegenüber den Weißen kundgiebt.



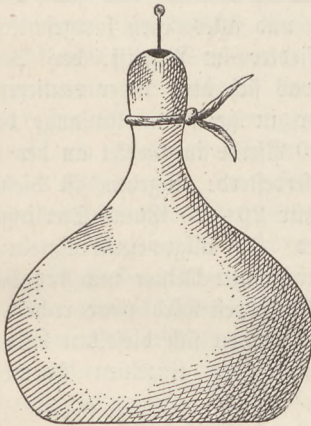
Kamelboom in Klein-Windhoeft.



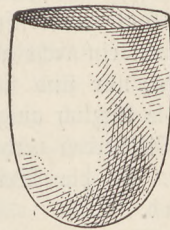
Herero-Grabdenkmal.

Die von holländischen Boers und Gottenotten oder Kaffern herstammende Mischrasse, die Bastards, wohnt südlich von Windhoek, in Rehoboth und lebt unter ihrem Kapitän Hermanns van Wyk (ebenfalls Bastard) von dem Ertrage ihrer Frachtfahrerei und Viehzucht. Sie haben halb europäische Sitten und Gebräuche, bauen sich teilweise Häuser und bilden sich ihrer helleren Hautfarbe wegen mehr ein als ein Weißer. In nüchternem Zustande ist ein Bastard ein ganz zuverlässiger Mensch, der sich am besten zum Ochsentreiber eignet.

Die Ovambos sind an Farbe den Hereros gleich, sie leben in gut besetzten Dörfern von Viehzucht und Ackerbau. Sehr geschickt



Kalabasse.



Holzgefäß der Hereros.

arbeiten sie dolchartige Messer, Bogen von Palmzweigen, Pfeile, fogenannte Kalabassen (ausgehöhlte Pampunen = Kürbis = Früchte), in denen sie Milch aufbewahren, und Löffel von Holz.

Dies sind die Eingeborenen, insgesamt ca. 250 000 an der Zahl.

Nach europäischem Muster bekleidet gehen fast alle Gottenotten und der zum Christentum bekehrte Teil der Herero. Alle übrigen, ob Weiber, Kinder oder Männer, tragen nur den Lendenschurz, der je nach Stamm verschieden verziert und angefertigt ist.

Die christliche Mission (Rheinische Missions-Gesellschaft) hat schon lange und mit großem Erfolg gearbeitet. Fast alle Gottenotten und ein großer Bruchteil der Damaras gehören dem Christentum an. An allen größeren bewohnten Plätzen des ausgedehnten

Schutzgebietes ragt auf den erbauten Kirchen das Kreuz zum Wahrzeichen des allhelfenwollenden Christentums empor.

Um etwas von den Viehzüchtereien zu reden, will ich noch hervorheben, daß Vieh in allen Arten und Gattungen gut gedeiht. Rindvieh hat die Größe (aber nicht die Schwere) des deutschen, nur die unheimlich langen Hörner kennzeichnen es als Damara-vieh. Ziegen, etwas kleiner, gleichen den unseren. Das sogenannte Fettschaf, so benannt nach seinem dicken, breiten Schwanz, der oft 15—20 Pfund Fett enthält, gedeiht hier sehr gut. Wollschafzucht ist schon vor Jahren einmal ins Leben gerufen worden durch einen unternehmungslustigen Landwirt (Lieut. a. D. Hermann); leider wurde damals durch Hendrik Witbooi und seine Leute die Ansiedelung (Kubub) überfallen und alles Vieh fortgeschleift. In neuester Zeit ist besagter Ansiedler im Begriff, der Schafzucht neuen Aufschwung zu geben, was sich auch sicher rentieren wird.

Pferdezucht ist bisher nur in geringem Umfange betrieben worden. Da alljährlich an 200 Pferde im Gebiet an der bisher unerforschten sogenannten Pferdesterbe eingehen, ist diese Zucht sehr riskant und kostspielig. Für 20—25 Pfund Sterling erhält man schon ein recht gutes Pferd. Im allgemeinen ähneln sie den deutschen, nur sind sie im Durchschnitt kleiner und langhaariger.

Die kürzlich aufgetretene Rinderpest wird zwar recht nennenswerte Viehherden verheeren, doch werden sich dieselben bald wieder ersetzen, da die Weideverhältnisse der einzelnen Farmen sehr gute sind.



III.

Von Swakopmund nach Windhoek.

Am 18. Juli 1894 vormittags 8 Uhr wurden wir mittels der Boote mit unseren Koffern ans Land befördert. Landsmann Rebecker holte meinen Koffer mit heraus aus dem Boote und half ihn mir zum Schuppen schaffen, der eigens für uns hergestellt war und uns während dreier Tage aufnehmen sollte.

Vier der Wellblechhäuser gehörten der Regierung und das fünfte war ein Store (Kaufladen), nebst Kneipe von der Firma Mertens & Sichel, einem der ersten und größten Handlungshäuser im südwestafrikanischen Schutzgebiete.

Der erste Tag verlief recht vergnügt, besonders in anbetracht der wohlthätigen Empfindung, die man hatte, nach 32tägiger Seefahrt wieder einmal festen Boden unter sich zu haben. Fritz Rebecker unterwies mich sogleich im Wasserreisochen und Hottentottenbeef rösten, einer Kost, bei deren Bereitung ich anfangs, der Bezeichnung wegen, immer lachen mußte. Es ist natürlich nicht Hottentottenfleisch, sondern ein Stück Rippe vom Rind oder Schaf, mit Salz eingerieben und auf glühender Kohle geröstet. So neu die Mahlzeit für mich war, mundete sie doch vortrefflich, weil sie nach Anleitung selbst bereitet war.

Major Leutwein hielt vor versammelter Mannschaft eine fernige Begrüßungsrede in schwungvollen Worten und machte uns auf unsere Aufgabe, Hendrik Witbooi und seinen Stamm niederzuwerfen, aufmerksam. Mit einem begeistert aufgenommenen Hurra und Hoch auf Se. Majestät den Kaiser, unsern obersten Kriegsherrn, schloß die Vorstellung. — —

Bitter enttäuscht wurden wir am anderen Morgen, als wir von unseren Lagern (bestehend aus einem Mantel und einem Boylach und als Unterlage Sand) aufstanden, vielmehr aufstehen wollten. Ich wollte die Augen aufmachen, konnte es jedoch kaum, da ich fingerhoch Sand darauf gestreut fand, ebenso waren Mantel,



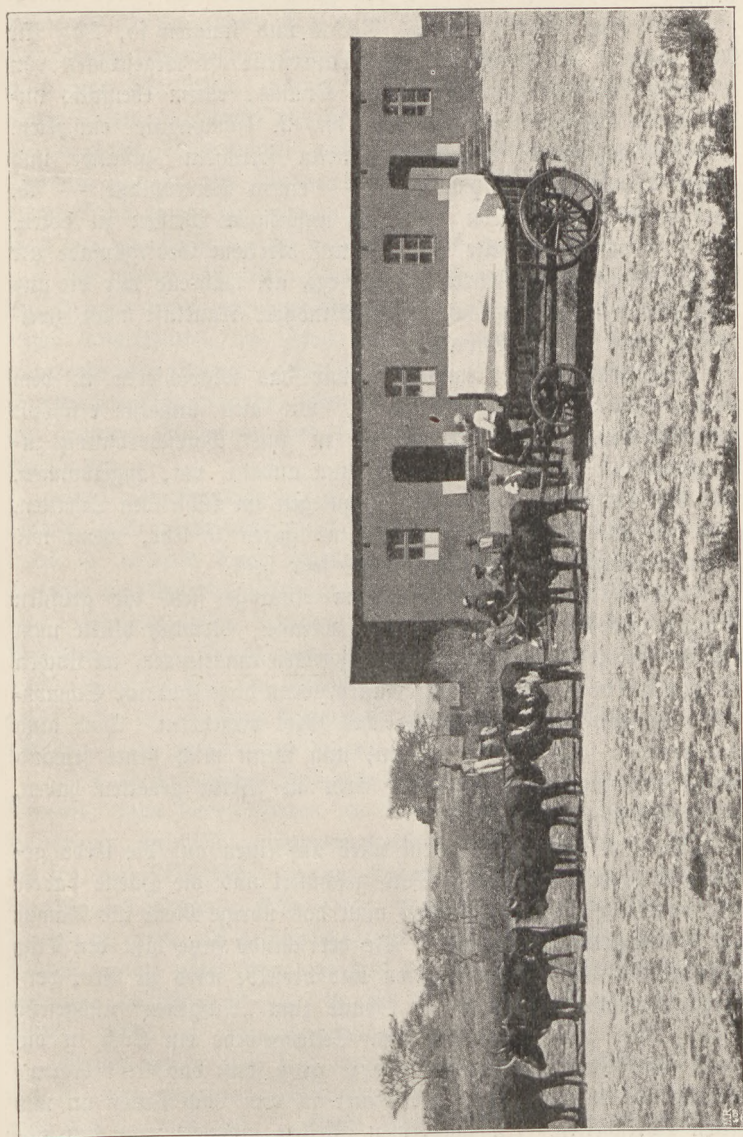
Decken und alle sonstigen freiliegenden Teile meines körperlichen „Ichs“ mit feinem Dünen-Flugsand dick besät. Wir erfuhren, daß der zu dieser Zeit von Westen her auftretende Sandsturm uns beglückt hatte und waren wir nicht gerade erfreut darüber. Den ganzen Vormittag, bis gegen 2 Uhr nachmittags wehte es entsetzenerregend. Erschöpft lief ich zu einem Kameraden. „Du, hast Du nicht etwas Kaffee? Ich verschmache bald!“ — „O ja! den kannst Du haben!“ — Er hebt den Deckel des Kochgeschirrs und — — Prost Mahlzeit, es war Sand, statt Kaffee. — Fleischbrühe war beim Abnehmen vom Feuer Sand, Mehl zum Brotbacken Sand, Anzug, Gesicht und Hände Sand, kurzum alles: Sand, nochmals Sand und wiederum Sand. Wir konnten nichts weiter thun, als Bisquit knabbern und Wasser trinken.

Am Morgen desselben Tages hielt der vom englischen Gebiet aus der Walfischbai gekommene Missionar Böhm einen Feldgottesdienst ab, der sicher gut und redlich gemeint war, doch es war nicht zum Aushalten wegen des Sandsturmes. Ich sah, wenn ich schnell einmal aufblinzelte, weiter nichts als einen weißen, ehrwürdigen Bart und ein älteres, aber noch frisches Gesicht — — dann schnell wieder zu die Augendeckel, denn es kam Sand.

Nachdem am 20. Juli die 2. Kompagnie unter Hauptmann v. Sack mit dem Stabe nach dem Innern abgerückt war, marschierten auch wir, die 1. Kompagnie, bei heftigem Sandsturm ab. Ich gehörte als Attachierter dem sechsten Beritt an und war angeordnet worden, daß jedesmal ein Beritt während einer Marschstrecke fahren sollte, während der übrige Teil zu Fuß (Hauptmann und Offiziere ausgenommen) vorauslief. Pferde sollten wir erst in der Nauklust treffen, in welcher Witbooi saß. Mein Beritt begann am ersten Tage das Fahren und verspürten wir Gott sei Dank nicht viel von dem lästigen Sandwehen, denn ungeachtet der Mehl-, Reis- und sonstigen Säcke drückten wir uns gern unter die Plane des Wagens.

Ja, so ein Wagen! Das war auch etwas Niegesehenes für uns. Ein langer Planwagen, vollgepackt mit unseren Decken, Sätteln, Proviant und Munition, in der Regel bespannt mit 18 Ochsen, die je 2 und 2 an einem Joch ziehen, als Treiber ein Bastard; Hottentott oder Kaffer als Leiter.

Gegen Abend langten wir nach beschwerlicher Fahrt durch die Wanderdünen in Nonidas, der ersten Wasserstelle im Schwachhaub, an. Außer einigen Sträuchern war die Vegetation in dem



Düffentagen vor einem Store in Windhoek.

zum Küstenstriche gehörigen unbewohnten Plätze eine sehr mangelhafte.

Wir marschierten nur des Nachts und langten so, Tag für Tag rastend, von Wasserstelle zu Wasserstelle oft Wegestrecken von 12—14 Stunden zurücklegend, in Onanis, einem ebenfalls unbewohnten Plätze, an, wo wir die 2. Kompagnie einholten. Die Ochsengespanne waren in matten schlechten Zustande und gingen Boten nach Otyimbingwe — einem Hereroplätze — ab, um frische Zugtiere von den dort ansässigen Weißen zu holen. Die 2. Kompagnie rückte unterdes auf direktem Gebirgspfade zur Nauklust, einem zerklüfteten Hochgebirge, ab, während wir die uns vorgeschriebene Marschroute über Windhoef-Nauklust nach zweitägiger Rast wieder aufnahmen.

Als Kavalleristen empfanden wir das Marschieren in dem weichen Flußsande furchtbar schwer. Bis aufs äußerste erschöpft trottetten wir, trotzdem immer noch in guter Marschordnung zusammengehalten, von einem Platz zum andern, um, angekommen, uns der Länge lang zur Ruhe hinzulegen im kühlenden Schatten, denn es war doch oft schon morgens gegen 9 Uhr, wenn wir unser jeweiliges Ziel erreicht hatten, sehr heiß.

Das Kochen bereitete uns im Anfange stets die größten Sorgen und bot Schwierigkeiten in Menge. Neidisch blickte man auf die alten, schon länger im Schutzgebiete anwesenden, im Kochen und Backen bewanderten Mannschaften, wenn diese Gulasch, Schmorfleisch und vor allem so vorzügliches Brot verzehrten. Doch auch wir wurden schlauer und lernten, und wenn mich heute jemand fragt, wie wir denn eigentlich Brot in Afrika gebacken haben, so erzähle ich ihm folgendes:

Das zu verbackende Mehl wird auf einen auf die Erde gelegten ausgebreiteten leeren Sack geschüttet und die Hälfte davon mit Sauerteig angeknetet, wobei man das übrige Mehl als Damm um das eingerührte aufführt. Die herrschende Hitze läßt den Teig in zwei bis drei Stunden gären und derselbe wird zu Brot verarbeitet, welches wiederum der Sonne zum „Aufgehen“ ausgesetzt wird. Nun gräbt man mit dem Seitengewehr ein Loch in die Erde, ungefähr $\frac{1}{4}$ Meter tief und so groß, daß das Brot bequem hineingelegt werden kann und macht in dem Loch Feuer an mit dicken Holzstücken. An holzarmen Stellen sammelt man den getrockneten Rindviehdünger und verwendet ihn als Heizmaterial. Ist das Loch voll ausgebrannter Glut, so entfernt man die gute

Sälzte aus diesem, um Platz für das Brot zu gewinnen. Die Seitenwände des Loches sind durch das Feuern heiß geworden und den Grund und Boden bedecken glühende Massen. Hier hinein legt man nun das Brot, entweder in einer sogenannten Backpfanne, einem Kasten mit Deckel aus Eisenblech, oder auch, wenn man, wie wir anfangs, einen solchen nicht hat, in seinem nackten Zustande. Obenauf kommt nun die andere glühende Kohle und über alles etwas Sand, damit die Hitze innen bleibt. In 1—1½ Stunden holt man aus dem Loche ein gut durchgebackenes, hochaufgegangenes Brot.

Es gehört immerhin eine gewisse Fertigkeit dazu, das Feuer und die Geschichte mit dem Sande zu regeln, da zuviel von letzterem aufgeschüttet, das Feuer erlöschen und das Brot auch zusammendrücken kann. — So bäckt man Brot als Feldsoldat der Kaiserlichen Schutztruppe. Nur in Windhoek, der Hauptfeste, und auf größeren Stationen wird im ganzen gebacken und Brot fertig empfangen. — — —

Von Onanis aus marschierten wir tapfer drauflos und gelangten nach einem tüchtigen Nachtmarsche über Wittwater nach der ersten an unserem Wege liegenden Militärstation Tsaobis, von der Regierung „Wilhelmsfeste“ getauft. Die Wagen der Kompagnie waren in dem tiefen Sande zurückgeblieben und wurde von der Besatzung — 8 Mann unter Feldwebel Zimmermann, der bereits 1888 oder 89 bei der Schutztruppe eingetreten ist — für uns gekocht, da wir ja keine Kochgeräte hatten und die Wagen erst am nächsten Tage zu erwarten waren.

Die Wilhelmsfeste liegt auf einer Anhöhe dicht am Bette des Tsaobis, einem Nebenflüßchen des Schwachhanb und ist aus rohem Felsgestein primitiv zusammengestellt. Als Dach dienen einige Balken und Wellbleche, in den Wänden sind Löcher als Schießscharten freigelassen. Alles war so roh und einfach und doch freuten wir uns, als Feldwebel Zimmermann uns einlud, die beiden Nächte bei ihm unter Dach und Fach zu schlafen. Natürlich konnten dies nur die Unteroffiziere, da der Raum ja sonst viel zu klein gewesen wäre, an 100 Menschen aufzunehmen.

Betten waren und sind natürlich Raritäten in Südwestafrika und hat man mit einem selbstzusammengeschlagenen Holzrahmen von zwei Meter Länge und $\frac{3}{4}$ Meter Breite, der mit alten Säcken bespannt ist, schon eine luxuriöse Einrichtung zur Nachtruhe gewonnen. Am Tage, während der heißen Mittagsstunden, dient das Bett als Sofa.

Der Ruhetag war zu Ende und wir marschierten abends gen Dtyimbingwe ab. Die acht Stunden Wegs bis dorthin wurden uns weniger schwer, da der Weg zum größten Teil fest und klippig ist. Morgens gegen 8 Uhr sahen wir von einer beträchtlichen Höhe herab die Herero-Werft Dtyimbingwe vor uns liegen: Einzelu stehende, weiße, viereckige, kastenartige Häuser mit flachen Dächern und Hütten (in Bienenkorbform) der Eingeborenen.

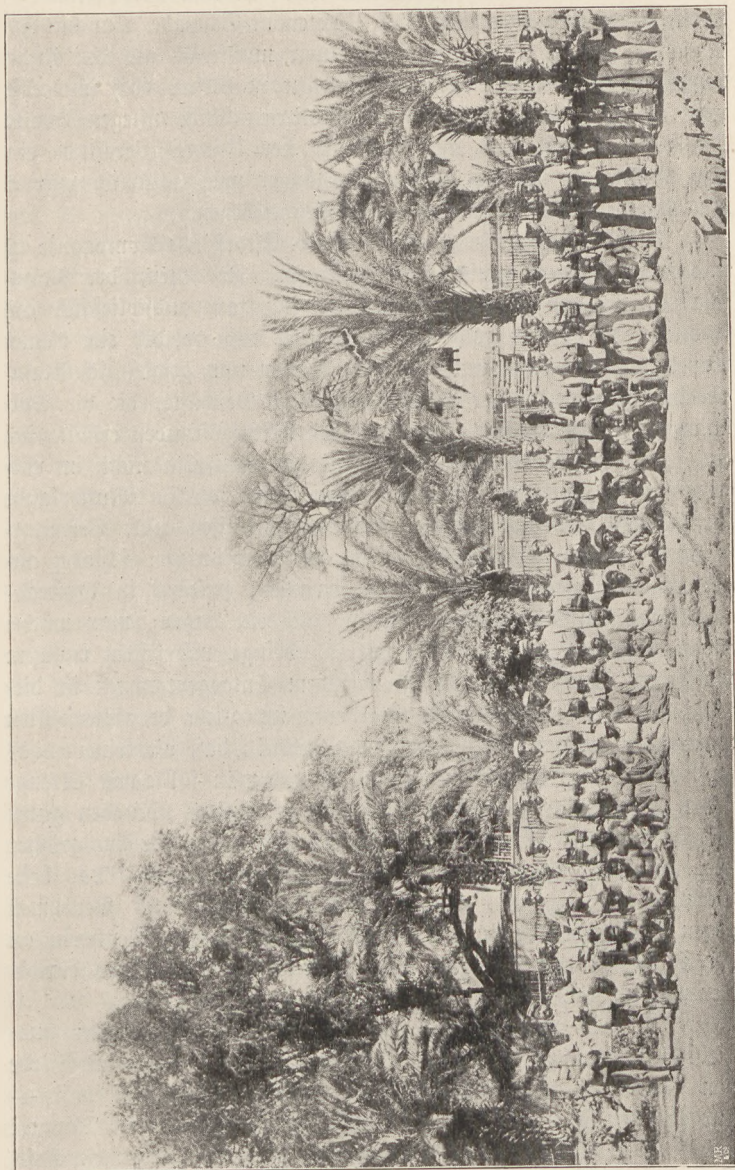
Nach flottem Marsch erreichten wir auch bald, scharf von einem Gebirgssattel absteigend, die ersten Häuser.

Für uns ein köstlicher Anblick: ein Haus, wenn auch noch so anspruchslos gebaut, nach all den Einöden. Es war das Kaufhaus Firma Hälbich, die bereits 30 und einige Jahre in Dtyimbingwe ihren Sitz hat. Ein anderer Store-Inhaber, Herr Redecker, welcher mit dem nunmehr verstorbenen Inhaber der Firma Hälbich zusammen von der Rheinischen Mission als Kolonist herausgesandt worden war, jetzt aber selbständig sein Geschäft betreibt, empfing uns auf das Allerzuvorkommenste. Ich habe, wie ich vorgreifend bemerken will, so manche köstliche Stunde im Kreise dieser Familie verlebt, als ich am Orte stationiert war.

Dtyimbingwe ist ziemlich langgestreckt gebaut und in zwei Teile getrennt durch einen Nebenfluß des Schwachhaub, den Dmasemba, der in Dtyimbingwe in ersteren einläuft oder besser einsandet, denn auch er ist zumeist ausgetrocknet.

Auf der Seite unserer Ankunft wohnt außer den Genannten noch der Missionar Meier. Kirche, Schule und sein Wohngebäude stehen unmittelbar zusammen. Die Kirche ist ganz aus Lehmsteinen gebaut und von den geschickten Händen der weißen Ansiedlerfrauen mit Altar- und Kanzelbehängen ausgestattet. An 300 Hütten von Eingeborenen des Herero-Stammes geben dem ganzen Orte einen Anstrich afrikanischer Dorfidylle. Auf der andern Seite des Flusses liegen ebenfalls mehrere Häuser von weißen Ansiedlern, die auch Handel und zum Teil Wagenbau betreiben.

Außerdem aber prangt schon von weitem die deutsche Flagge auf der Militärstation. — Ein festungsähnliches Haus, an einem Abhange, mit hoher Umzäunung, Turm, das ganze weiß getüncht, als prächtiger Abschluß ein tropischer Garten mit seiner herrlichen Farbenpracht: das ist die Polizei- und Militärstation Dtyimbingwe. — Die Mannschaften hatten es recht gut verstanden, sich die Stuben durch Geweihe und sonstige Jagdtrophäen auszuschnücken. Kurz nach unserer Ankunft kommandierte mich der Kompagniechef



Mannschaft der Militär-Station Othymbingwe.

ME
188

auf Veranlassung des stellvertretenden Stationschefs Feldwebel Hannemann (der eigentliche Chef, Lieutenant Schwabe, war mit zur Nauklust) zur Stationsbesatzung. Zwar mußte ich auf den Ruhm verzichten, Hendrik Witbooi mit bekriegen zu helfen, doch immerhin war ich froh, daß ich der lang entbehrten Ruhe pflegen konnte. Ich richtete mich denn auch bald in der Unteroffiziersstube ein. Ein Bett fand ich von meinen Vorgänger vor, natürlich war es ein ebenso primitives, wie die oben beschriebenen.

Deselben Tages noch rückte die v. Estorff'sche Kompagnie ab und es wurde nun ruhig im Kasernement. Der Dienst der Mannschaften auf der Station beschränkte sich fast ausschließlich auf Arbeiten im Garten und am Bau. Hin und wieder ein kleiner Appell mit Gewehren und sonstigen Waffen und gewöhnlich Sonnabends Schießen waren die einzigen Drill-Geschäfte, die die Soldaten verrichten mußten. In den fünf Mittagsstunden erholte sich ein jeder nach seinem Belieben. Daß die Disziplin nicht im entferntesten so sein und gehalten werden kann, wie im Mutterlande im Frieden, ist aus bloßen Landesverhältnissen und Vernunftgründen wohl selbstredend. Nicht mit unsinniger, schlecht angebrachter Strenge ist Achtung zu erringen, sondern in kameradschaftlichem Zusammenleben, wie es solch ein Lager-, man möchte sagen, vagabundierendes Leben mit sich bringt, mit festem ruhigem Auftreten, jederzeit gern helfenvollendem Entgegenkommen ist dieselbe und, was mehr wert ist, Verehrung und Liebe der unterstellten Kameraden zu erwerben. Wenn man bedenkt, daß oft keiner etwas zu beißen hat, keiner Wasser besitzt — und man sollte von Strenge reden, — es wäre unsinnig. Und doch geht nichts über den guten fröhlichen Geist der Schutztruppe, den steten Humor in größter Not und Bedrängnis, zumal wenn es zum Kriege geht. Das beste Beispiel für richtiges, den Verhältnissen angepasstes Benehmen gegen Untergebene geben ja die Offiziere mit Major Leutwein an der Spitze, für den übrigens wohl jeder Mann der Truppe durch's Feuer gehen würde.

Der mir obliegende Dienst gestattete es, mich in der ausgiebigsten Weise zu zerstreuen. Ich jagte, ritt — wenn die Pferde von der Weide hereinkamen meinen dreijährigen Bleß-Hengst — und besuchte öfter die der Feste gegenüberliegenden Stores Dannert und Glöbdtzsch. Unser Bergdamarajunge holte aus der gemeinschaftlichen Küche das Essen für uns und des Abends gingen wir, ein Pfeifen schmauchend, vor der Feste spazieren oder besuchten Ansiedler.

Anfang September machte ich nachts 2 Uhr einen Jagdausflug nach einem ca. $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten, im Schwachhaub gelegenen Wasserloche, um Perlhühner, die hier viel haufen, zu erlegen. Ich faßte 10 Schritte von dem Wassertümpel hinter einem großen umgefallenen alten Baumstamm Posto und wartete den neuen Tag, der im Osten schon graute, ab. Es mochten etwa 20 Minuten vergangen sein, während welcher ich vergeblich auf ein Huhn, das sonst bei Tagesanbruch das Wasser aufsucht, wartete. Plötzlich sah ich aus der Tiefe des Wasserlochs ein Paar lange Ohren zum Vorschein kommen. Freudig blitzte in mir der Gedanke an einen Hasen auf. An den Ohren saß auch ein hasenähnlicher Kopf, wie ich bei dem Dämmerlicht bemerkte. Mit meiner Ruhe war es aus. Ich sprang auf, legte an, (ich hatte Infanterie Gewehr Modell 88) und — — puff — — nicht getroffen auf die kurze Entfernung in der Aufregung. Der vermeintliche Hase stuzte und lief, als er mich erblickte, in entgegengesetzter Richtung über den weißen Flußsand. Holla! Was aber mußte ich sehen: Der Hase war auf dem Rücken schwarzweiß gefleckt, von der Größe eines Schäferhundes und außerdem — — war es gar kein Hase, sondern, wie ich am Fell sah, ein Schakal. Anlegen, gegen den Flußsand Ziel nehmen und abdrücken war eins und heulend — — hui—i—i— hui—i drehte er sich im Kreise. Das Geschöß war im After eingedrungen und hatte die ganzen Eingeweide herausgerissen, die am Ausgange des Schußkanals heraushingen. Hiernach leckte nun der Schakal. Ich traute dem Freund nicht und brannte ihm noch einen Stahlgruß auf den Pelz. Der wirkte, und augenblicklich streckte er sich im Sande nieder. Ich ging heran und erkannte nun wirklich den sogenannten Gold- oder Schabrafenschakal. Gleich machte ich mich daran, das Fell als Jagdbeute abzuziehen, doch o weh! der Geruch. Noch heute schüttelt es mich vor dem Gestank, der dem Kadaver ausströmte. Kurz entschlossen nahm ich nur die Eingeweide heraus, band beide Beine zusammen und zog sie durch den Gewehrschaft. Auf der Schulter mit dem erlegten Wild langte ich gegen Mittag in Dtyimbingwe an und hier zogen unsere Diener den Balg ab.

Der Dienst beorderte mich Mitte September nach der der Küste zu gelegenen kleinen Polizeistation Salem. Ich fuhr mit einem Ansiedlerwagen nach Tsaobis, wo ich sehr gut vom Feldwebel Zimmermann aufgenommen wurde und auch einen hier stationierten Regiments- und Schwadronskameraden — Herpoldsheimer — antraf. Mittags ging unsere Fahrt durch das Ge-

birge nach Salem weiter, was wir am anderen Tage erreichten. Auch hier fand ich einen Unteroffizier — Wilczek — und Reiter — Bohert — von meinem Transport vor und hielt ich mich nach Erledigung meines Dienstes noch zwei Tage dort auf. Das Stationsgebäude war klein, nur für sechs Personen eingerichtet, aber sehr gemütlich. Ringsum schlossen hohe kahle Felsen das Flußthal ein und nur ein kleiner Store, Inhaber Ansiedler Mauer, hat hier sein Heim aufgeschlagen.

Da nach Ablauf der zwei Tage kein Transportwagen ankam, dem ich mich hätte anschließen können, machte ich mich am nächsten Morgen auf den Rückmarsch nach Tsaobis-Wilhelmsfest. Vierzehn Stunden marschierte ich allein mit 150 Patronen und meinem Gewehr belastet, in glühendster Hitze durch die hohen Gebirgszüge. Nachts 1 Uhr traf ich bei Zimmermann „schachmatt“ ein. Mit rührender Sorgfalt wurde ich nun gepflegt, gebettet und das von seiner Dienerin Lydia zubereitete Essen wurde von mir mit großem Appetit verzehrt. Ich werde lebenslang dankbar der Zeit gedenken, die treue Kameradschaft so überaus nett zu gestalten verstand.

Mit einem am dritten Tage meines Aufenthaltes in Tsaobis ankommenden Wagen fuhr ich nach meiner Station Otyimbingwe zurück.

Mittlerweile waren Nachrichten vom Kriegsschauplatz aus der Nauklust zu uns gedrungen. Witbooi war so ziemlich eingekesselt in seinen Schluchten, doch mit verhältnismäßig großen Verlusten unsererseits. Ich will absehen, die Kämpfe in der Nauklust wiederzugeben, da sie schon eingehend erörtert und bekannt sind. Nur schmerzte mich damals der Verlust eines Regimentskameraden, Weiter Lange, am meisten, da er stets ein recht ruhiges Wesen zur Schau trug und schon in Potsdam bei unserem Regiment — Leibgarde-Husarenregiment — sehr beliebt war. Die Leib-Eskadron, der er angehörte, ehrt sein Andenken durch eine im Flur des Kasernements angebrachte Marmortafel mit entsprechender Inschrift. Er fiel bei Gurus.

In dem schon genannten Hause des Kaufmanns Rebecker in Otyimbingwe brachten wir Unteroffiziere so manche schöne Stunde zu. Fräulein Marie R., die Tochter des Hauses, noch jung und von anziehendem Äußern, mit angenehmen Umgangsformen, spielte dann sehr oft Harmonium und wir sangen deutsche Weisen

von Liebe, Wein und Heimat. Der schönen Abende werde ich mich noch oft, sehr oft erinnern. — Jetzt ist es schon etwas öder im Hause, denn Fräulein Marie ist einem Beamten, W. Junker, nach Windhoek als Frau gefolgt.

Der 19. September 1894 brachte durch einen Boten meine Ablösung von Station Dymbingwe.

Im Osten des Schutzgebietes, auf Station Mais, hatten die Rhauas-Hottentotten die Polizeistation überfallen, waren mit Verlust von drei Toten unter Mitnahme des Betschuana-Viehs abgezogen und machten durch Streifritte die Umgegend von Mais unsicher. Der Stationschef, Feldwebel Bohr, hatte um Verstärkung gebeten und wurden vom Militärkommando 2 Unteroffiziere und 7 Mann dorthin beordert. Mit freudigem Sinn packten wir ein und waren am anderen Tage bereits auf dem Wege nach Windhoek-Mais. Nach fünftägiger Fahrt, auf der wir Uitdrai, Quaipütz, Sneyrevier, Groß und Klein-Barmen, Tabakplatz, Dyzeva, Kapuka und Brakwater (fast alles bewohnte Wasserplätze) passiert hatten und ich mich über den immer mehr an Umfang zunehmenden Hochwald freute, langten wir bei Sonnenuntergang vor Windhoek an.

Ich war erstaunt über den wirklich reizenden Anblick, den Windhoek inmitten der saftig-grünen Vegetation bot. In kleinen Schluchten, auf Höhen: die roten Steinhäuser in niedlicher Bauart mit breiten Veranden; auf einer der höchsten Anhöhen die ziemlich große Feste, fortartig gebaut, als Warnzeichen gegen Übermut der Eingeborenen hoch über den Platz hinausragend; an der Fahrstraße die Kaufhäuser der Händler, alles in allem etwa 30 Häuser; dies zusammengenommen ist Windhoek (Windecke) der Sitz der Regierung, Sammelplatz der Truppen. Was mich am meisten erfreute, waren die über die Fahr- und Fußwege hinweglaufenden dampfenden Gewässer, die vom Berge her aus den Quellen zwischen losem Felsgeröll und Sümpfen herunterplätscherten. Fünf heiße Quellen, mit 50—60 Grad Cels. Wärme, treten hier zu Tage und liefern den Windhoecker Einwohnern das nötige Wasser.

Wir meldeten uns sofort nach Ankunft bei dem zuständigen Vorgesetzten und erhielten den Befehl, noch denselben Abend nach Mais mit den bereits gepackten Wagen abzureisen.

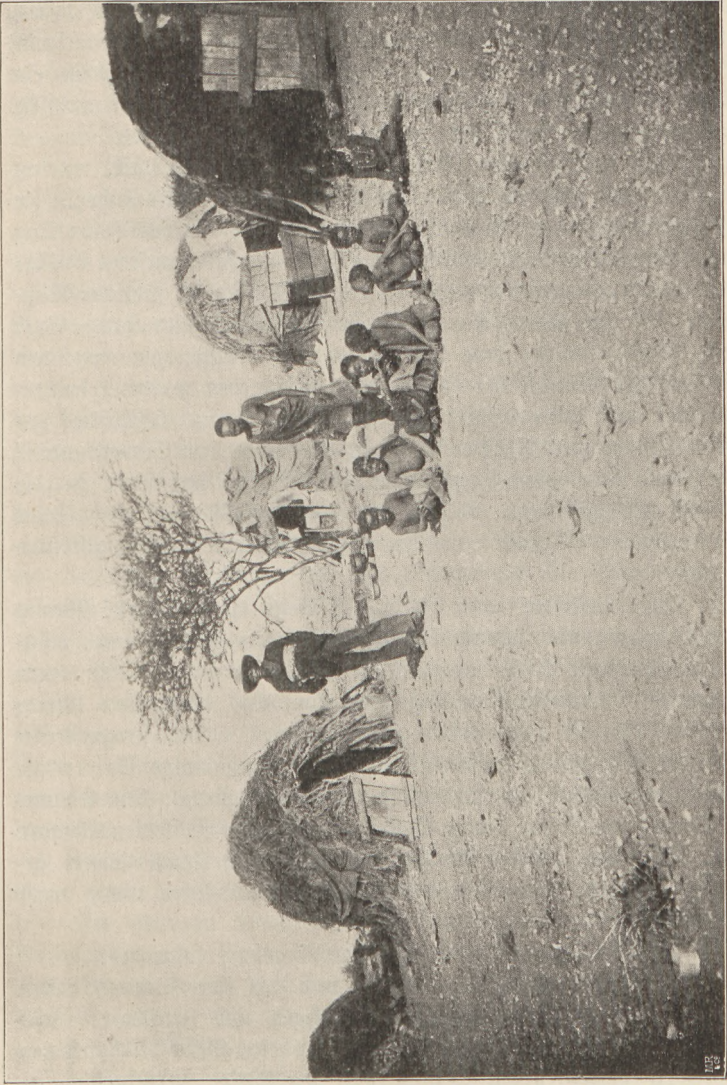


Unruhen in Nais.

Nais, auf deutsch: „Zusammenfluß“, liegt östlich von Windhoek an der Mündung des schwarzen Kosob, welcher hier sein Ende in dem weißen Kosob findet. Beide zusammen führen den Namen vereinigter Kosob. Die Militärstation liegt auf einer, eine weite Aussicht bietenden Höhe, gegenüber dem weißen Kosob, der mit seinem steilen linken Felsufer einen prächtigen Anblick inmitten der sich rings um den Ort vorlagernden Sanddünen gewährt. 100 Meter von der Feste entfernt liegen die Häuser der Betschuanen (klein, aus Ried, Lehm und Rindviehdünger zusammengeknetet und errichtet), daran sich anschließend die dürftigen Pontoks (Hütten) der Bergdamara und „Windschirme“ einiger Buschleute.

Auf dem Wege Windhoek-Nais hatten wir lange Durftstrecken durch schweren sandigen Pfad zu durchfahren. Kurz vor Nais lagern sich 22 quer über den Weg laufende, mit hohem Gras bedeckte Sanddünen, Meeresdünen ähnelnd, die nur auf den Rämmen verkümmerte Bäume und Sträucher zeitigen. Schwerer roter Sand legt sich vor die Wagenräder, die oft, bis zur Achse versunken, darin stecken bleiben. Die Zugochsen feuchen und bleiben alle 50 Schritte stehen, sich verschnaufend. Laute Zurufe der Treiber — wir schreien auch mit: Hatt — hatt — — — pack an — Windfoul, Bleßfoul (jeder Ochse hat seinen Namen) — — lassen sie wieder anziehen. Im übrigen ist die Reise mit dieser „Schneckenpost“ gräßlich langweilig und nur die ausgiebige Jagd auf Hochwild entschädigt für die Eintönigkeit der Sandsfahrt, bei der man übrigens des Zugviehs halber lieber läuft.

Da wir Nachricht hatten, daß Hottentotten auf dem Wege sein sollten, welche uns mit dem Proviant und Schlachtvieh abzufangen gedachten, reisten wir mit größter Vorsicht. Der Transport bestand aus 8 Schutztrupplern, einem Ansiedler Maehler und dem nötigen Treiberpersonal.



Berg-Tamara (Kaffern) - Sitten.

Unangefochten gelangten wir über Otatjondombo, Saſamaſ, Rowaſ, Kouzikus am Mittag des 9. Oktober 1894 nach Nais. Ein guter Empfang, herzliche Bewillkommnung wurde uns zu teil und pflegten wir unsere stets hungrigen Leiber mit allen erdenklichen Genüſſen, die eine Soldatenküche bieten kann. Auch ein Store — Inhaber Ohſen mit Frau — war am Orte anſäßig und konnten wir uns Wein zur Feier des Tages leiſten.

Nach einer uns an Seele und Leib ſtärkenden Nacht wurden wir morgens gegen 5 Uhr plötzlich alarmiert. Alles fuhr in die Kleider und zu den Waffen. Draußen war es bereits heller Tag und man ſah ungefähr 2000 Meter von der Feſte entfernt 80 bis 100 berittene Hottentotten in raſendem Galopp in ſüdlicher Richtung, den vereinigten Roſob abwärts, Rindvieh abtreiben. Auch loſe Pferde konnte man deutlich in der Maſſe, die von dem räuberiſchen Geſindel mit größter Eile angetrieben wurde, erkennen. Es war uns allen ſofort klar, daß der bei uns beſchäftigt gewefene Vieh- und Pferdewächter, ein Hottentott, im Einverſtändnis mit dem Raubgeſindel gehandelt und dieſem das Vieh in die Hände getrieben hatte. An 40 Zugochſen von Maehler, 100 Stück Rindvieh von Ohſen und die Stationspferde waren geſtohlen worden.

Ohne Befinnen nahm Feldwebel Bohr die Hälfte (11 Mann) der Beſatzung und ſtürmte den Abhang hinunter, um, wenn möglich, noch einiges Vieh, vor allem die Pferde, zu retten. Wir waren eigentlich ohnmächtig, unfähig zum Handeln, denn ohne Pferde konnten wir die Hottentotten nicht einholen. Die langgeſtreckte Schützenlinie gab auf 2000 Meter Entfernung einige Salven ab, durch welche auch ein Hottentott verwundet wurde. Die Khaus erwiderten das Feuer einige Mal, doch richteten ſie keinen Schaden an. In einer halben Stunde war das Vieh ſchon ſoweit getrieben worden, daß man mit unbewaffnetem Auge nichts mehr unterſcheiden konnte.

Am Mittag des Tages war das Ergebnis folgendes:

Der Store, Anſiedler Maehler und wir (die Station) hatten nichts an Vieh behalten, als einige Ziegen und Zettſchafe. Zwei den Beſchuanen gehörige Pferde und an zehn Stück Rindvieh von denſelben waren gegen Mittag von der Weide zurückgekommen, wahrſcheinlich von den Hottentotten ungeſehen geblieben.

Verſtärkte Wachen, Eilmeldungen durch Raffern nach Windhoef waren die erſten Maßnahmen, die Feldwebel Bohr zunächſt

traf. Wir hofften, daß der bereits in Windhoef angekommene Major Leutwein (der Witbooi zur Anerkennung des Schutzvertrages gezwungen, nicht bloß durch Gewalt, sondern auch durch entgegenkommende Bedingungen) sofort kommen würde, um die Übelthäter zu bestrafen. Die von Windhoef zurückkommende Meldung belehrte uns indes dahin, daß Major Leutwein nach Omaruru, einem Hereroplatz nördlich von Otjimbingwe, mit 80 Mann der Truppe geritten sei, um einen Herero, der sich eines Mordes an einem englischen Händler — Christi — schuldig gemacht hatte, abzuurteilen. Diese Strafexpedition endigte mit der Erschießung des Thäters und fand allgemeinen Beifall, besonders in der Kap-Kolonie.

Bis zum 10. November mußten wir warten, ehe uns unter Lieutenant v. Heydebreck Verstärkung gesandt wurde. Mit allem Verfügbaren machten wir eine Truppe von ca. 60 Mann aus, die, so gut es gehen wollte, teils in dem Stationshause, teils in den leeren Betschuanenhäusern untergebracht worden war. Außenposten, starke Viehwachen, tägliche Patrouillenritte boten in dem immerhin langweiligen Lagerleben Abwechslung. Malariafieber trat in mehreren Fällen auf und mußten drei schwerere Kranke nach Windhoef in das Garnisonlazarett, welches unter Oberleitung des damaligen Assistenzarztes jetzt Stabsarztes Dr. Richter stand, geschafft werden.

Einen Oberkanonier mußten wir Weihnachten beerdigen. Durch einen Sturz von einer steilen Felswand, die er, um Honig zu suchen, erklimmen hatte, zog er sich eine Gehirnerschütterung zu, die seinen baldigen Tod veranlaßte. Gefreiter König hieß der Arme. Eine wahrhaft ergreifende Gedächtnisrede hielt der mit einem bedeutenden Rednertalent begabte Premierlieutenant v. Heydebreck dem Verstorbenen am Grabe.

Feldwebel Bohr klärte mich in dieser Zeit auch über den Anfang der Konflikte mit den Khauas-Gottentotten auf.

Im Februar 1894 hatte Major Leutwein den Häuptling Andreas Lambert vom Khauas-Stamme wegen Teilnahme an einem Morde, der an dem Ansiedler Krebs begangen worden war, erschießen lassen. Der Bruder des Erschossenen, Eduard Lambert, wurde zum Nachfolger bestimmt. Doch konnte dieser seine Leute nicht zusammenhalten und beherrschen. Diese üblen freche Diebstähle bei den Betschuanen und Ansiedlern aus. Major Leutwein sandte die Besatzung nach Nais, um die Khauas etwas unter Aufsicht zu stellen. Monatlich einmal kamen auch einige Gottentotten

zur Station, stets freundlich, doch mit Vorsicht von den Mannschaften der Truppe empfangen. Die Hottentotten wurden indes immer frecher und dreister und wiederholten ihre Besuche häufig. Zu den in dem Platze Mais wohnenden Kaffern hatten sie des öftern geäußert, sie wollten doch noch einmal die Besatzung niedermachen. Feldwebel Bohr legte den Prahlereien wenig Gewicht bei.

Am 10. September kam ein größerer Trupp Khauas abermals nach Mais, alle waren gut bewaffnet und beritten. Der Feldkornett trat in die Stube des Feldwebels Bohr ein und wurde dort belästigt. Auch in dem danebenliegenden Mannschaftsgeläß bettelten an 20 Khauas um Brot, Tabak u. s. w.

Mittlerweile war der Besatzung durch Kaffern zu Ohren gekommen, daß die Khauas planten, an diesem Tage eine sich bietende Gelegenheit zu benutzen und die Station zu überfallen. „Stricke haben wir mitgebracht, um die Soldaten an unsere Pferde zu binden und fortzuschleifen“, so hatten sie den Kaffern gegenüber sich großgethan. Als Feldwebel Bohr dies hörte, beschloß er, den Hottentotten zuvorzukommen und sie festzusetzen. Beim Feldkornett, der noch Kaffee trank, machte er den Anfang. Er ließ ihn vom Gefreiten Hagen hinten am Kragen fassen und für verhaftet erklären. Wütend sprang der große, starke Hottentott (eine Ausnahme!) auf und setzte sich zur Wehr. In dem sich nun entspinrenden Handgemenge in der Stube des Feldwebels Bohr und der danebenliegenden der Mannschaften mußten drei Hottentotten, darunter der Feldkornett, ihr Leben lassen, von deutscher Polizeimacht, die in der Rotwehr war, überwältigt. Die übrigen Khauas reterierten sämtlich feige durch die Fenster und sprangen flugs auf die Pferde, sich in Karriere davonmachend. Auf 1000—2000 Meter Entfernung beschossen sie die Feste und trafen sie (ein Gebäude von 10 Meter Länge und 4 Meter Höhe) zweimal, so wild und blind schossen sie drauflos.

Auf dieses Vorkommnis hin wurden wir von Otyjimbingwe aus nach Mais beordert.

Indes verunglückte ich bei einem Patrouillenritte in Amabis, einer Wasserstelle aufwärts im weißen Rosob, dadurch, daß ich einen Schuß durch beide Füße erlitt. —

Ich übergehe die Zeit des Schmerzes, die für mich stets aufregend, für den geneigten Leser schließlich ermüdend wirkt und folge der Truppe auf ihrem Zuge gegen die Khauas-Hottentotten.

V.

Kriegszug gegen die Khauas-Hottentotten 1894/95.

Nachdem ich in Windhoef angekommen war, um mich im Lazarett der Behandlung meiner Füße zu unterwerfen, rückte die Truppe unter Major Leutwein nach Nais ab. Lieutenant Eggers ritt mit einer Patrouille über Rehoboth, Hoaranas nach Gokhas, um das Terrain zu rekognoszieren. Vom Süden her rückte Lieutenant v. Burgsdorff mit Witbooi-Deuten, die uns willig folgten, und einigen Reitern der Truppe an. Hauptmann v. Estorff, der in der Nauklust verwundet worden, war ebenfalls plötzlich auf dem Kriegsschauplatz anwesend, trotzdem er von Swakopmund aus über Kapstadt nach Deutschland hatte reisen wollen und auch bereits in Kapstadt gewesen war. Dort hatte er von neuen Unruhen gehört und war sofort, statt sich in Deutschland die Kugel aus dem Fuße entfernen zu lassen, nach Gokhas — über Angra Pequena — abgereist.

Mitte Januar 1895 stießen die verschiedenen Abteilungen in Gokhas zusammen und hatten die Khauas rings umstellt. Major Leutwein wollte jedoch Blutvergießen vermeiden, da die Treue der verbündeten Witboois noch nicht über alle Zweifel erhaben schien, noch weniger diejenige der Simon Cooper-Deute, und fing an, die Khauas durch Unterhandlungen zu nötigen, einen neuen festen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Nach langem Hin- und Herverhandeln kam ein Vertrag zu stande und sollten hiernach die Khauas ihre Wohnsitze im Witbooi-Gebiet (Gibeon) nehmen. Das Vieh, das sie uns seinerzeit gestohlen hatten, war noch vorhanden und wurde uns ausgeliefert.

Die Truppe verließ Gokhas und Major Leutwein zog zu einer Expedition nach Süden zu, von wo gleichfalls beunruhigende Nachrichten eingetroffen waren, mit einem Trupp seiner Soldaten ab, während die große Masse nach Windhoef zurücktritt.

Ein Menschenopfer unsererseits hatte der Zug leider gefordert. Ein Reiter war beim Suchen seines Pferdes, welches sich vom Haupttrupp entfernt hatte, von der Kolonne und vom Lagerplatz abgekommen und hatte sich verirrt. Einige Wochen später fanden Buschleute seine Leiche und sein Notizbuch, in dem er seine letzten Aufzeichnungen gemacht hatte. Er war verdurstet und verschmachtet. — Ein schreckliches Ende!

Wir hatten indes im Lazarett eine gute Weihnachtsfeier erlebt. Der deutsche Frauenverein war wie immer bemüht gewesen, uns kranken und leidenden „Tropen-Soldaten“ das Weihnachtsfest zu einem recht freundlichen zu gestalten. Dr. Richter und seine Gemahlin ließen es sich nicht nehmen, persönlich die Feier im Lazarett zu leiten, dieselbe wurde durch den Zithervortrag eines Kameraden, der das herrliche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ meisterhaft spielte, ergreifend eingeleitet. In huldvoller Weise überreichte Frau Dr. Richter uns dann die Liebesgaben, die recht reichlich ausfielen. Wein, Zigarren, kleine Gebrauchsgegenstände u. s. w. erfreuten uns aufs höchste. Der von zarten Händen geschmückte Christbaum (zwar war es keine Tanne, sondern eine Afazienabart) erhöhte in seinem Lichterschmuck die feierliche Stimmung, die sich unserer bemächtigt hatte. Wir dankten im stillen den Veranstaltern, unserem Stabsarzt, seiner Gemahlin und dem Frauenverein von ganzem Herzen für die Überraschungen, die uns zugebracht.



VI.

Okahandya.

Mitte März 1895 zog Hauptmann v. Estorff mit seiner Kompagnie nach dem Transportwege Windhoek-Swakopmund ab, um eine Arbeit zu beginnen, die von größter Wichtigkeit für die Kolonie ist: den Wegebau. Zwar sind schon sogenannte Wege vorhanden, d. h. Spuren von Menschen, Vieh und Wagen, die den Reisenden von Wasserstelle zu Wasserstelle weisen, doch geht es dabei durch dick und dünn, bergauf und -ab, Felsblöcke von $\frac{1}{2}$ Meter Größe werden einfach überfahren und der Wagen kracht und stößt ganz erbärmlich. Diese Steine, Vertiefungen und Höhen müssen doch wenigstens einigermaßen ausgeglichen werden, um einen leichteren Transport von Waren zu ermöglichen.

Unter Beihilfe von schwarzen Arbeitern hat auch die Schutztruppe bis heute bereits erhebliche Strecken des sogenannten Baiweges verbessert und verbreitert.

Am 15. März desselben Jahres wurde ich, da ich bereits wieder leichten Dienst versehen konnte, auf die Station Okahandya kommandiert.

Okahandya liegt drei Tagereisen nördlich von Windhoek am Schwachhaub und ist der Sitz des Oberhäuptlings der Hereros: Samuel Maharero. Ein Kaufhaus der Firma Becke und Voigts hat seinen Platz schon seit 6 Jahren am Orte. Das Dorf weist meistens Häuser auf, die die Hereros nach Anleitung der Missionare sich erbauten. Grüner frischer Rasen und hohe Anna- und Kamelbornbäume umgeben und schmücken den Ort. Die Militärstation ist am Ende des Christendorfes erbaut, auch festungsähnlich, mit Türmen, Zinnen und starken Mauern. Auf der andern Seite des Ortes sieht man die Lehmhütten der heidnischen Hereros, umgeben von den Dornhecken und Kraalen, in denen sie ihr Vieh des Nachts zusammenhalten. Ein heidnischer Herero geht selten europäisch gekleidet, er beschmiert seinen Körper mit

selbstgewonnener Butter, die er mit roter, geriebener Baumrinde vermischt. Bei Festlichkeiten ölt er sich stets erst frisch ein und triefelt dann förmlich von rotem Fett, ebenso die Frauen, die auf ihrem rasierten Kopfe (nur eine Skalplocke behalten sie am Hinterkopf) einen dreizackigen Federaufsatz (Triohr) tragen.

H. Eggers, der Stations- und Distriktschef wies mir bei meiner Ankunft in Okahandya beim stationsältesten Unteroffizier, Sergeant Froede, meine Wohnung an und wir machten uns das Leben so angenehm wie möglich.



Christliche Herero-Frauen.

Nach dem Tage meiner Ankunft machten wir einen Besuch bei dem Heidenkapitän Nu-Niarua.

Inmitten seiner Großleute saß derselbe bei unserer Ankunft vor seinem Hause. Ein langer Havelock mit Pelz, ein dicker Schal und breiter Hut fiel mir an seiner Kleidung am meisten ins Auge. Ich bewunderte, daß er bei der Hitze (ca. 40° C.) in dieser Wintergarderobe nicht umkam. Sergt. Froede sagte ihm, auf mich zeigend, durch einen Dolmetscher: „Der ist nun von Windhoek gekommen und bleibt hier!“ Ein langgestrecktes „So!“ war die Antwort des alten schwarzen Häuptlings, der übrigens furchtbar häßlich war. Mit dem Finger machte er nun eine schmeichelnde Geste, was soviel bedeutete, als: „Gieb mir Tabak!“ Ich gab ihm eine Platte gepreßten Virginia-Tabak, die er dankend nahm und mit: „Tubao maka!“ (Bitte Tabak) wieder die Hand ausstreckte. Ich gab dem Nimmersatt eine zweite Platte und nach



Gruppe von Gwerro auf
Offenland bei Gwerro

Gwerro-Gruppe aus Groß-Barmen.

kurzem Gruß verließen wir den Häuptling, der enorm reich sein soll. „Morro! — Mm! — Morro!“ grunzte er hinterdrein. — Ein gutmütiger Alter.

Einige Tage später wurde mir ein anderer alter Herero gezeigt: Kaviseri. Froede erzählte mir, daß dieser seinen gefangenen Feinden in früheren Jahren einen eisernen Ladestock in den Schlund eintrieb, um sie zu quälen und zu töten. Dies Scheusal bettelte um einen Erlaubnischein für 1 Flasche Branntwein. Natürlich wurde ihm ein solcher nicht verabreicht.

Es ist nämlich Gesetz, daß Eingeborene ohne Erlaubnischein keine geistigen Getränke von den Stores kaufen dürfen. Diesen Schein (Permit) erhalten sie auf den Polizeistationen für 50 Pfg. (6 d.) ausgestellt.

Auch hier in Otahandya bestand der Dienst der Mannschaft nur in Arbeit im Garten und am Bau. Hin und wieder unternahm St. Eggers einen Patrouilleritt auf 2—3 Tage in die nächste Umgebung. Kirchgang nach der am Platze gelegenen Herero-Kapelle war alle 14 Tage, bei dem die Truppe im vollen Wicks paradierte.

Unser wonniges Leben wurde am 6. April durch eine kleine Überraschung, die uns der Himmel zugebracht, gestört.

Die Regenzeit war etwas spät eingetreten und brachte bis Mitte Mai heftige Regengüsse, die von dem durstigen Erdbreich gierig aufgesogen wurden.

Die sogenannte Regenperiode hat ihren Kalender-Anfang im Dezember und endigt Ende März, während sie durch heftige Wirbelwinde eingeleitet wird, die oft so stark — windhosenartig — auftreten, daß öfter schon Hütten von Eingeborenen von ihnen umgerissen und die einzelnen Teile hoch in die Luft geschleudert worden sind. Besonders Windhoek ist stark von diesen Wirbelstürmen heimgesucht; die Feste, Landeshauptkasse, Landeshauptmannschaftsgebäude u. a. m. haben schon mehrmals das Dach (Wellblech) einbüßen müssen. Die Kaffern führen inmitten dieser Stürme ihre rythmischen Tänze auf, um den Regengott zu erweichen, daß er des Himmels Schleusen öffne und Regen herniederfende in das wasserarme Land. Sie tanzen solange, bis sie ermattet hinsinken, und das bei einer Temperatur von ca. 40° C. über Null, der annähernden Durchschnittstemperatur im Jahre.

Ist die nasse Zeit vorüber, so folgt eine ununterbrochene wolken- und regenlose Periode, die sieben, auch acht Monate anhält.

Man kann es während dieser Zeit ohne Risiko jeden Tag wagen, ohne Regenschirm auszugehen.

Also der 6. April 1895. Wir hatten uns auf unserer Stube bereits zur Ruhe auf unsere Lager hingestreckt, als draußen ein toller Tanz der Elemente seinen Anfang nahm. Mehrere Gewitter zogen sich in kurzer Zeit zusammen und Blitz auf Blitz erhellte die sonst rabenschwarze Nacht auf Minuten. Ein wahrer Orkan wütete dabei und rüttelte an „unserer Grundfeste“. Die noch brennende Hängelampe, welche an einem der mittleren Querbalken, auf denen das Wellblech befestigt war, hing, fing an, sich auf- und abwärts zu bewegen. Sergt. Froede nahm auf unseren (Unteroffizier Röstens lag ebenfalls in unserer Stube) Zuruf schnell den inneren Teil der Lampe heraus, stand dabei noch auf dem Stuhl, um eben von demselben abzuspringen, als plötzlich das ganze Dach mit Balken und Wellblech und einigen Lagen Lehmsteinen hoch in die Nacht hinausgehoben wurde. Wir hatten gar keine Zeit, uns erst lange zu besinnen, denn ein wahrer Wolkenbruch ergoß sich nun in unsere Stube. Froede reterierte schnell in die nebenliegende Stube, um — dasselbe Zerstörungswerk zu bewundern. Erst in der dritten Mannschaftsstube fand er Schutz, da hier das Dach noch auflag, wengleich auch schon erheblich gelüftet. Röstens und ich krochen behende unter unsere Betten und mußten da unten trotz des Unglücks doch herzlich lachen über die Situation, in der wir uns befanden. Doch wir hatten zu früh gelacht in unserem Leichtsinne, denn der Regen drang schon nach kürzester Frist zu unserem Versteck und mußten wir uns entschließen, in den Schlund zu tauchen, um nach der einzigen trockenen Stube zu gelangen. Hier fanden wir die ganze Besatzung vereint und packten uns wie die Heringe zum Schlaf zurecht, als das Unwetter vorüber war.

Am anderen Morgen fiel mir Schillers Glocke ein: „Leer-gebrannt ist die Stätte, wilder Stürme rauhes Bette. In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen.“ — Auch Wolken schauten hinein in die zwar nicht verbrannte, so doch verregnete Stätte.

So gut es gehen wollte, zogen wir in ein altes naheliegendes leeres Missionshaus und in kurzer Zeit wurden die Schäden am Bau wieder kuriert.

Zimmerhin war der Zwischenfall so humorvoll gewesen, daß ich an einen Kameraden in Windhoek den Vorgang „in Samben“ beschrieb. Das Ergebnis meiner „dichterischen Ader“ hat



Schwester Augustine.

Schwester Genevieve.

Schwester Augustine lange noch aufbewahrt, die im Verein mit Schwester Ernestine vom Frauenverein herausgesandt worden war, um im Garnisonlazarett Windhoek das edle Werk der Krankenpflege wahrzunehmen. Beide sind nach Ablauf ihrer kontraktlichen Zeit wieder nach Deutschland zurückgekehrt und werden mir verzeihen, wenn ich ihr wohlgelungenes Konterfei der Öffentlichkeit preisgebe.



Palmengruppe bei Groß-Barmen mit Offizieren der Schutztruppe
und Reisenden.

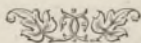
Wöchentlich einmal ritt ich nach dem 3—3 $\frac{1}{2}$ Reitstunden entfernten Hereroplatz am Baiwege: Dnyikango, von den Missionaren Groß-Barmen getauft. Kirche, Schule und Missionshaus inmitten einer prächtigen Palmengruppe bilden den größten Teil des Dorfes. Stations-Polizeihaus und der Store „Schrödter“ liegen am an-

bern westlichen Ende. Heiße Quellen bilden auch hier, wie in Windhoef, große Sumpfstellen, die mit Binsen bestanden sind.

Im Mai desselben Jahres gründeten wir auf Veranlassung des Distriktschefs, St. Eggers, einen Gesang-Verein. Um das Verhältnis zwischen Missionar und Truppe zu einem denkbar besten — wie es in Okahandya auch war — zu gestalten, hatte ich als erwählter Vorsitzender den Antrag eingebracht, zum Dirigenten den jungen Missionar Moeller zu wählen und war er auch einstimmig angenommen worden. Überhaupt lebten die beiden Missionare, der alte Herr Biehe und der jüngere Moeller, im Gegensatz zu dem in Otjimbingwe ansässigen Missionar Meyer, im besten Einvernehmen mit der Besatzung. Jeder von uns ehrte den alten, ehrwürdigen Gottesdiener, der leider so früh seine treue Lebensgefährtin durch den unerbittlichen Tod verlieren mußte.

Mit dem Oberhäuptling oder König der Damaras, Samuel Maharero, stand ich auf sehr freundschaftlichem Fuße. Er bewohnt ein geräumiges Haus in Okahandya, auf dem die deutsche Flagge prangt. Langaufgeschossen, mit kurzem Vollbart und stets sauberer Kleidung macht er einen sehr guten Eindruck; etwas Stolz und Würde, die er zur Schau trägt, machen ihn um so interessanter und einnehmender. Außerdem aber ist er ein klassisch schöner Mann, wie man sie bei den Schwarzen nicht reichlich findet.

Eines Tages kam zu uns die Kunde, daß ein Leopard in die Herden eingedrungen sei und wir machten uns zu Dreien auf den Weg, den Dieb eventuell aufzujagen. Doch vergeblich — 2 Ziegen, frisch erwürgt, sonst keine Spur von dem Räuber. 5 Stunden Marsch in der Hitze machen aber apathisch und wir trotteten müde wieder nach der Feste zurück, dem Leopard sein Fell lassend.





Oberhäuptling Samuel Maharero und Dolmetscher Wilhelm.

Expedition durch das nördliche Hereroland.

Der 25. Juni 1895 brachte meine Ablösung, und hiermit trat eine Pause in dem beschaulichen Leben ein, das ich bisher geführt. Ich sollte, da ich Invalide geworden war, in Windhoek Lazarett-Verwaltungs-Inspektor werden. Ohne Zögern ging ich auf das Anerbieten ein, um, in Windhoek angekommen, — dasselbe endgültig abzulehnen. Das Gehalt, das man mir bieten konnte und andere Verhältnisse ließen mich zu Gunsten des ebenfalls Invalide gewordenen Feldwebels Zimmermann ab danken. Ich zog vor, da Vorbereitungen für eine mehrmonatliche Reise nach Norden getroffen wurden, mich zur Beteiligung an derselben zu melden und rückte am 1. August mit der 80 Mann starken Truppe (Befehl: Hauptmann v. Estorff, der vom Wegebau abgelöst war, Oberleitung: Major Leutwein) von Windhoek ab. Eine Kavalkade von Ansiedlern und Offizieren geleitete uns aus Windhoek heraus.

Die Teilnehmer der Expedition waren mit Pferden und Maul- eseln gut beritten gemacht worden. Nur zwei Wagen begleiteten uns, da Proviant und auch Hafer für die Pferde, der ausnahmsweise verabreicht werden sollte, da sonst nur Gras gefüttert wird, bereits an Wasserstellen, die auf dem Expeditionspfade lagen, niedergelegt war. Der ganze Zug durch das Hereroland war eine ununterbrochene Kette von Triumphen, die das Deutschtum, repräsentiert durch 20 Lanzenreiter und 60 anderen mit Gewehren bezw. Karabinern bewaffneten Soldaten, feierte. 10 Trompeter, darunter 2 vorzügliche Piftonbläser — Salpeter und Weiland — nicht zu vergessen die Tuba- und Tenorhornbläser — Heede und Voigtlaender — an der Spitze, die Lanzen- und übrigen Reiter in Zügen unter den Offizieren, Lieutenant Eggers und Helm, dann an 60 berittene dem Oberhäuptlinge Samuel Maharero gehörige und unter seiner Leitung stehende Herero-Männer und

=Krieger, als Führer des Ganzen Major Leutwein inmitten des Regierungs-Assessors von Lindequist (jetzt Regierungs-Rat) und des Adjutanten Lieutenant v. Giese, und, als Nachtrab der unvermeidliche Wachtmeister Urban. Dies der Zug, der die Hereros Staunen machte und die Kaiserliche Truppenmacht im Bruchteil darstellte.

Vor jedem Dorf (Werfi) der Hereros wurde gesammelt, das ebenfalls mitgenommene Geschütz (Kaliber 5,7 cm Schnellfeuer) erwartet und mit klingendem Spiel, „Lanzen angefaßt“ und „Gewehr auf der Lende“ bewegte sich die Kolonne zum Bivakplatz. Selbstredend wird auf Reisen immer bivakiert und habe ich in 2 $\frac{1}{2}$ Jahren immerhin ca. 300 Bivaks mitgemacht, während andere noch bedeutend mehr ableisteten, ungerechnet die vielen Wachen.

In Okahandya, das wir am 4. Tage erreichten, war der Einzug wegen des Oberhäuptlings besonders feierlich. Der Store hatte für uns immer hungrige und durstige Seelen garnicht genug Waren und Getränke. Trotz der hohen Preise — eine Flasche Bier kostete z. B. 2 Mark, eine kleine Dose Jam (Marmelade) 1,25 Mark, $\frac{1}{2}$ Pfund Wurst in Büchsen 3,50 Mark, 6 „Zauersche“ 4,50 Mark, ein Hering 0,75 Mark — wird doch gekauft, um das Brot wenigstens einige Tage belegen zu können.

Über Okandjose und andere kleine Hereroplätze gelangten wir nach Otjofondjupa — Waterberg.

Einer der mächtigsten Kapitäne der Hereros, Rambisembi, hat hier seine Völker und zahllosen Rinder in mehreren Dörfern vereinigt. Der Waterberg hat an seiner langgestreckten Hügelkette viele gute Quellen, deren Wasser von dem Kunene, der viele Meilen nördlich, an der Grenze von Angola, fließt, unterhalten werden sollen. Die größte der Quellen ist in Otjofondjupa, das hart an dem steil nach Süden abfallenden Waterberg liegt. Prachtige Landschaftsgemälde bieten sich hier dem verwöhntesten Auge dar. Tiefgelegene Thalgründe mit dichten grünen Baumsavannen wechseln mit meilenlangen und -breiten Grassteppen. Hier und dort in der Tiefe ein Dorf, nur das Brüllen des Rindviehs verrät seine Lage, so versteckt ist es angelegt.

Die Firma Becke & Voigts aus Okahandya hatte uns auch in Otjofondjupa bedacht und einen fliegenden Marktender vorausgeschickt, der uns hier erwartete. Von seiten der Regierung erhielt jeder Mann an der Proviantstelle abends 1 Becher Wein oder ein entsprechendes Quantum Cognac. Nach dreitägiger Ruhe

ging es rüstig weiter gegen Grootfonteine, den nördlichsten Punkt, den unsere Expedition berühren sollte.

Hier hatten sich 30 Familien niederländischer Buren (Boers) aus Transvaal, sogenannte Treck-Buren, — d. h. Leute, die fortwährend umherziehen, trecken, ein Nomadenleben führen — niedergelassen. Der Vertreter der South-West-Africa-Compagny, Dr. Hartmann, Premierlieutenant à la suite der deutschen Armee, hatte sie auf dem Gebiet der Compagny aufgenommen und erwartete nun regierungsseitliche Genehmigung. Auf seine Veranlassung bereiteten uns die Buren einen für die Verhältnisse glänzenden Empfang. Ehrenpforten und Ehrenjungfrauen — ein genussreicher Anblick auf afrikanischem Boden — brachten uns das „Salve“. Aus ihren Schweizerbüchsen verknallten die Männer ungezählte Freudenbüchse zu Ehren des ankommenden Landeshauptmanns, Major Leutwein.

Wer hätte noch nicht von den Buren aus Transvaal, den zähen, eisernen weißen Afrikanern, gehört. Wir waren doch auch recht neugierig auf solche Burenfamilien. Natürlich fanden wir sie, wie wir gedacht hatten: „weiß“, — die Frauen und Fräuleins vor allem auch — dann: struppige Bärte, freundliche Mienen, sehr religiös und patriarchalisch lebend, anspruchslos, reinlich, praktisch, aber — was wir noch nicht gewußt hatten: „prahlerisch“. Sie prahlten und prahlten in einem fort von ihren Kämpfen in Südafrika gegen den „Englishman“ und Zulu-Kaffer. Es ist ja aner kennenswert, diese Bravour, mit der sich die Buren seit jeher schlugen, aber dies Großthun wirkte auf uns abkühlend und in unseren Augen verloren sie um die Hälfte an Wert.

Die gepflogenen Verhandlungen mit den Buren hatten zur Folge, daß diese bleiben konnten in und um Grootfonteine, wenn sie deutsche Schule und Sprache pflegen und militärpflichtige Unterthanen werden wollten. Diese Bedingungen machten sie still und ich glaube, daß die meisten von ihnen bald wieder nomadifizieren werden.

Die nächste Proviantsstation war Otavifontaine, von Hereros bewohnt. Hier tritt eine größere starke lauwarme Quelle zu Tage, deren Wasser bis zu den eine Stunde entfernten Wersten läuft, um allmählich im Sande zu versiegen.

Einige Reistunden hinter Otavifontaine bemerkten wir am Horizont aufsteigende dicke Rauchwolken und vermuteten ganz richtig einen Steppenbrand, denn immer näher und näher wogten

die dichten Rauchballen. — Es ist dies nichts Neues im Lande, denn die Kaffern bezw. die Hereros zünden die endlosen Grasheiden und -Steppen an, um bald wieder frisches weiches Gras für ihr Vieh zu erlangen. Doch ist dies eine Unsitte, die nicht scharf genug gerügt werden kann, denn wenn das Feuer das Gras verschlungen hat, dörrt der Boden, der an sich schon trocken genug ist, immer mehr aus. Regierungsseitlich wird diese Art Brandstiftung streng geahndet. — Es dauerte nicht lange und wir waren dicht vor dem Feuermeer, das in rasender Eile in der Windrichtung vorwärts eilte, Gräser, Sträucher, Bäume und alle sonstige Vegetation gierig verschlingend. In eiligem Tempo umritten wir in weitem Bogen das Brandfeld, um nachher auf den abgebrannten Flächen munter fortzureiten. Meilenweit dampfte die Steppe und verbreitete eine riesige Hitze. Eine Menge Spuren vom Vogel Strauß zog sich auf unserer Marschrichtung hin, die Steppenbewohner hatten jedenfalls vor dem Flammenmeer das Weite gesucht. Ich dachte im Moment an meine verbotene Jugendlektüre, die Indianergeschichten, in denen fast immer ein Steppen- oder Präriebrand die Hauptrolle spielt. —

Den ersten weißen Ansiedler — Engländer Lambert — trafen wir acht Tage später in Dutyo. Das Herz lachte einem, wenn man hier die fröhlichen Gesichter der Fräulein Lamberts sah. Zwei Töchter, die die Kinderschuhe ausgezogen, erheitern nämlich dem Ansiedler die Tage in dieser Einöde, die er damals als alleiniger Weißer inmitten mehrerer hundert Hereros, Kaffern und Buschleute bewohnte. Ein vorteilhafter Handel mit Straußenfedern und Fellen hatte ihn damals schon zum wohlhabenden Mann gemacht.

Hier verließ uns Hauptmann v. Estorff, um an einer von Premierlieutenant Dr. Hartmann geleiteten Privatexpedition zum Kaokofelde und Kunene teilzunehmen. Sergeant Froede und sein Bursche begleiteten ihn, alle in Zivil, da Reibereien mit Eingeborenen vermieden werden mußten. Bei seiner Abreise nahm er Abschied von uns und drückte noch vielen die Hand, denn an sechs Monate sollte die Expedition währen.

Drei Tage vor Omaruru, der nächsten Truppenstation, passierten wir eine Wasserstelle, an der uns von den dort ansässigen Hereros das Wasser verweigert wurde. Die Viehwächter nahmen sogar eine drohende Haltung an. Als jedoch der Haupttrupp nahte, suchten sie das Weite, wurden jedoch sofort wieder eingeholt. Auch der Werftkapitän mußte erscheinen und wurde streng ins Verhör



Hauptling Ubango (Dbandho).

genommen. Samuel Maharero, der Oberhäuptling, schlug ihn mit dem Kirri später in den Rücken, da er es gewagt hatte, dem Kaiserlichen Landeshauptmann das Wasser zu verweigern.

Vorsichtshalber blieben wir an diesem Tage im Alarmzustand. — Wir waren gerade mitten im besten Kochen und Schmoren, als auf der einen Seite des Bivaks lautes Geschrei und Gerufe hörbar wurde. Stutzig gemacht und das Schlimmste befürchtend, griff alles zu den Waffen. Doch das Geschrei löste sich immer mehr in Lachen auf und fand schließlich hierin seine Erklärung: Ein kleiner Tierquäler hatte einem Hunde (und deren sind viele bei der Truppe) ein Kochgeschirr an dem Schwanz festgebunden und dieser raste nun, sich immer um sich selbst drehend, mit lautem Gebelfer durch die Kochgruppen, hier einen Kochtopf, dort die Fleischspanne umreißend. — —

Am 26. September trafen wir auf der Militärstation Omaruru ein, von der Besatzung festlich bewillkommenet. Das Dorf ist ähnlich gebaut wie Okahandya und beherbergt den Hererokapitän Manasse. Am äußersten Ende liegt die Militärstation. Ein wahrer kleiner Prachtbau, den Lieutenant Volkmann, der Stations- und Distriktschef, hier aufgeführt hat. Das Geschütz ragt mit seinem ehernen Schlund auf einem terrassenartigen Vorplatz trotzig in den Tag hinein. Türme und Zinnen schmücken den Bau aus.

Am Abend unserer Ankunft prangte die ganze Feste in Lichterschmuck; kleine Lampions, Transparente und unzählige Fähnchen wirkten mit, dem Kaiserlichen Landeshauptmann eine gut gelungene Ovation zu bringen. Sergeant Herz von meinem Transporte gab sich die größte Mühe, uns zu bewirten. Wein und Bier gab es in Hülle und Fülle. Auf der weiten hallenartigen Veranda saßen die Offiziere des Zuges beim Diner. Die Kapelle leistete zu dem fröhlichen Ganzen ihr Bestes.

Eines Original-Naturphänomens muß ich jedoch an dieser Stelle gedenken. Kurz vor Omaruru passierten wir eine Herero-Werft, die ein Kapitän oder Häuptling bewohnt, der an: „Achtung! Dampfwalze!“ erinnert. Von großem stattlichen Körperbau, jedoch von Fett strotzend, von zwei Männern gestützt, da er seinen eigenen Körper vor Schwere nicht halten konnte, so kam Ubango — der Häuptling — zum Major Leutwein, um ihn zu begrüßen. Unser Amateur-Photograph Heyer machte sich sofort daran, den „fetten Bissen“ in allen möglichen Stellungen „abzunehmen“ und gebe ich sein Konterfei zum besseren Verständnis hierneben wieder.

Leider konnte ich diese Reise nicht bis zu Ende über Otyim-
bingwe mitmachen. Adjutant Premierlieutenant v. Giese war an
einer schweren Nervenkrankheit bedenklich erkrankt und wurde ich
kommandiert, denselben auf schnellstem Wege nach Windhoek zu
befördern. Ich zog den näheren Weg über Okahandya vor. Der
Bursche des erkrankten Lieutenant begleitete uns. Unterwegs nahm
das Leiden einen bedenklichen Fortgang: das freie Denken schwand,
es trat Steifheit der Extremitäten ein und wir hatten unsere
schwere Last, den Kranken zu befriedigen. Nach fünftägiger Fahrt
erreichten wir indes wohlbehalten Windhoek, wo ich meinen Pflege-
befohlenen der Behandlung des Stabsarztes Dr. Richter übergeben
konnte. — Bis März oder April 1896 hielt das Leiden den
Lieutenant v. Giese ans Bett gefesselt und wurde er auf Ver-
anlassung des Arztes nach Deutschland beurlaubt, das er aber nie
erreichen sollte. Bei der Einfahrt in den Hafen von Plymouth
— England — strandete der „Drummond Castle“, mit dem er
von Cape-Town abgedampft war, und mit Ausnahme einer Pas-
sagierin fanden alle an Bord Anwesende den Tod in den kühlen
Fluten, auch Premierlieutenant v. Giese.

So oft ich der Norderpedition gedenke, werde ich auch des
Verstorbenen gedenken, der in seinen lichten Momenten viel von
seinem Bruder, Adjutant beim Zieten-Husaren-Regiment, von seinen
Rennen, Regimentserlebnissen u. a. m. erzählte.

Am 16. Oktober 1895, sechs Tage nach mir, rückte unter
klingendem Spiel Major Leutwein mit den Mannschaften in Wind-
hoek ein. Mit Befriedigung konnte er auf das Ergebnis seiner Reise
zurückblicken. Mit mehreren Häuptlingen des Hererostammes waren
Verträge abgeschlossen, die Voerenfrage geregelt, das Gebiet der
South-West-Africa-Compagny festgesetzt, und was am meisten
Wert hatte, den Hereros war die deutsche Macht in Waffen im
kleinen gezeigt worden.



VIII.

Kommando nach Dtyimbingwe und Anstellung bei der Landeshauptmannschaft in Windhoek.

Im Laufe des Jahres 1895 waren mehrere Veränderungen in der Truppe aufgetreten. Anfang des Jahres wurden einige Mannschaften, unter ihnen Frix Rebecker, entlassen, da sie nicht mehr kapitulieren wollten. Nur wenige von ihnen kehrten nach Deutschland zurück, die meisten siedelten sich in der Kolonie an. Auch mein Landsmann zog letzteres vor, er wohnt noch heute in Dtyimbingwe und treibt Tauschhandel mit den Eingeborenen.

Von Deutschland aus war für die Abgegangenen Ersatz an Mannschaften gesandt worden, auch ein stellvertretender Truppenkommandeur — Major Mueller — in Swakopmund eingetroffen.

Im November kommandierte mich die Parole nach Dtyimbingwe, wegen Erkrankung eines dortigen Unteroffiziers, das ich am 18. dieses Monats erreichte.

Die Feste hatte sich während der Zeit bedeutend vergrößert, auch die Stores Glödißsch, Dannert, Rebecker und Hälbich hatten bemerkenswerte Neubauten aufgeführt und ihre Gehöfte erweitert.

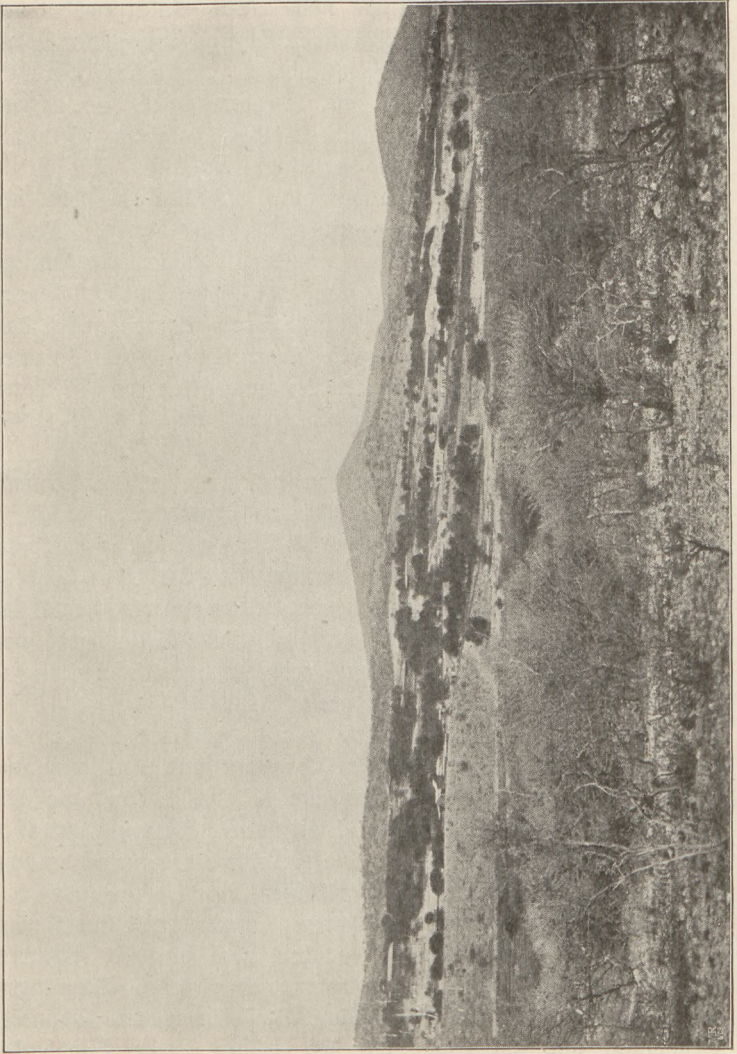
Der alte liebe Platz mit seinen Eingeborenen und seiner — Wärme gefiel mir immer wieder, so oft ich ihn berührte. Weihnachten half ich dem Fräulein Rebecker den Baum schmücken, bei Dannerts mußte ich daselbe thun. Auch die Besatzung feierte ihr Weihnachtsfest und erhielt kleine Geschenke von den Store-Inhabern. In einer großen Wellblechbaracke war ein Festlokal hergerichtet worden. Ernste und fröhliche Lieder hallten durch den Raum und die Stimmung war die denkbar beste, als die Verlosung der mitgebrachten Gegenstände ihren Anfang nahm. — War unsere Weihnacht auch heiß, so war sie doch jener heiligen Nacht, in der Christus der Welt zum Heil geboren ward, ähnlicher als die in der Heimat, und zwar insofern, als auch der Heiland in einem Lande der heißen Zone geboren ward.

Das neue Jahr wurde ebenfalls mit vielem Jubel gefeiert und durch Schießen und Läuten eingeweiht. Auch in Afrika hat man fröhliche Tage und die Schutztruppe läßt es sich nicht nehmen, diese durch Festlichkeiten, durch Theater und Vorträge genußreich zu gestalten.

Die kurze Zeit meines Kommandos nahte ihrem Ende und der 18. Januar 1896 sah mich schon wieder in Windhoek. Hier wurden eifrig Vorbereitungen getroffen, den Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers in würdiger Weise zu begehen. Zwei nebeneinander aufgefahrene Planwagen bildeten die Seitenwände der Bühne und zusammengeschobene große Kisten waren „die Bretter, die die Welt bedeuten“, das Podium. Als Koulissen fungierte Kattun, und Fähnchen, Guirlanden und Sprüche aller Art vervollständigten die primitive Festhalle, deren Zuschauerraum im Freien lag. Trotzallem wurde das Gebotene mit Dankbarkeit und Beifall aufgenommen und ein vom Gefreiten Hilzebecher zusammengesetztes Lustspiel: „Der Goldschmied“, ging glatt und gut durch alle Scenen. Launige Couplets, Stegreif-Verse von dem Schutztruppen-Dichter Miethke wurden laut und jubelnd applaudiert.

Festessen schlossen die allgemeine Feier, die am Morgen mit einer Truppenparade, welche Major Mueller kommandierte, Major Leutwein abnahm, und an der ca. 200 Mann teilnahmen, eingeleitet worden war. Lieutenant Eggers führte die drei in Windhoek stehenden Geschütze, mit Maulseilen bespannt, im Schritt wie im Trabe, sehr gut vorbei.

Inzwischen war ich als Schreiber zum Bureau der Landeshauptmannschaft kommandiert worden, welches Kommando ich am 28. Januar antrat. Die Geschäfte eines stellvertretenden Gerichtsschreibers fielen mir zu und arbeitete ich mich mit Lust und Liebe bald in den neuen Beruf ein. Die Bureaustunden der Landeshauptmannschaft waren vormittags von 8—11 und nachmittags von 3—5 Uhr festgesetzt. Wohnung nahm ich in demselben Gebäude neben der Küche. Unser Bureauvorstand — Lauterbach — und der Oberleiter des Bureauwesens — Regierungsrat v. Lindequist — machten uns den Dienst durch allezeit freundliches Entgegenkommen leicht. Außer mir war noch ein Hilfszivilschreiber — Wirtz — und ein von der Truppe abkommandierter Mann bei der Regierung thätig. Der Bezirksschreiber Wiedorn hatte sein Bureau in demselben Raume aufgeschlagen.



Windhoek von Nord-West aus.

Im Februar wurde in Windhoek für ein Denkmal zur Erinnerung an die Gefallenen in der Nauklust gesammelt, für das nennenswerte Summen aufkamen. Wir Mitglieder der Truppe wollten neben unserem Beitrage noch etwas Außergewöhnliches leisten und beschloffen eine Theateraufführung unter Regie des Gefreiten Hilzebecher. „Wallensteins Lager“, „Das fidele Verhör“ und ein vorausgehender Prolog mit lebendem Bilde bildeten das Programm. In allen Stores in Windhoek wurden Bekanntmachungen ausgehängt, die zur Vorstellung einluden. Die Preise der Plätze waren in anbetracht des guten Zweckes sehr hohe, der Besuch am Aufführungsabend dessenungeachtet ein sehr reger. Major Leutwein und Mueller, Regierungsrat v. Lindequist, alle sonstige Beamte und sämtliche Ansiedler Groß- und Klein-Windhoeks waren zugegen. Die Vorstellung selbst glückte, insbesondere gefiel „Das fidele Verhör“, welches die Kapelle unter Unteroffizier Salpeter akkompagnierte. Nach Abschluß der Rechnung fielen gut 250 Mark dem Denkmalsfond zu, welches nun bereits, am 5. April 1897, feierlich enthüllt worden ist.

Um ein Bild von Windhoek zu entwerfen, will ich einfach eine Vorzählung der vorhandenen Bauten vornehmen.

Kommt man vom Baiwege aus in Windhoek an, so hat man linker Hand, am Fuße eines sanft ansteigenden Hügels, das Landeshauptmannschaftsgebäude, umgeben von dichtem Kameldornpark, im Hintergrunde den Garten mit teilweisen Baumschulanlagen, um die sich Regierungsrat v. Lindequist trotz seiner zahlreichen Regierungsgeschäfte besonders verdient gemacht hat.

100 Schritte den Hügel aufwärts liegt das Haus des Landeshauptmanns mit breiten schattigen Veranden und Aussichtsturm. Das Truppenbureau und Burschengelaß befindet sich an der Rückseite des Hauses. Ein Bananen-, Citronen-, Palmen- und Gemüsegarten liefert der Küche des Major Leutwein, der eine deutsche Wirtschafterin vorsteht, manche Leckerbissen, die hier rar sind.

Am Ende des genannten Gartens angelangt, befindet man sich in der Kasernenstraße, so benannt nach den sie bildenden Gebäuden der Kaiserlichen Schutztruppe. Hier stehen Wohnungen für Offiziere und Beamte, Polizeilokale, Stellmacherei und Schmiede, Gefängnis, und am Ende, auf der höchsten Stelle Windhoeks, die Feste, welche Raum für 200 Menschen bietet. Die rechte Seite der Straße ist von Gartenanlagen, der Hauptkasse, dem Schul- und Pfarrhaus, der Truppenküche und dem Wohnhaus des



Auführung von „Wallenstein's Lager“ und „Ein fibeltes Verhör“ in Windhövel.

Major Mueller begrenzt. Drei heiße Quellen treten hier zu Tage und plätschern lustig abwärts, der Hauptstraße zu, die 40 Meter tiefer liegt. Wir folgen von der Feste aus dem Wasser der dritten Quelle und stoßen unten an der Straße zunächst auf das Haus der Wagenfabrikanten Stern & Henker, und haben nun linker Hand weiter das Wohn- und Kaufhaus (altes und neues) von A. Schmerenbeck, die Stores von Becke & Voigts, Mertens & Sichel, Boysen & Wulff und E. Heyn und zwischen ihnen noch das Baugeschäft von Tünshel & Wilke, die Bäckereien von Fondel und von Ludwig und die Tischlerei von Wahlen. Auf der rechten Seite finden wir Proviantamt, Lazarett und den Store von Mertens.

Hinter dieser Straße liegen die Hütten der Eingeborenen, auf einer kleinen Anhöhe. Meistens Arbeiter (Hottentotten und Kaffern) wohnen hier unter ihrem Dorfschulzen, der den schönen Namen „Schafskopp!“ trägt.

Spaziergänge, Ausflüge auf die Pirsch oder nach Klein-Windhoeck, fröhliche Ritte am Sonntagmorgen, abends geselliges Beisammensein in den Stores bei deutschem Bier und guten Kapweinen füllen die freien Stunden der Schutztruppe und Ansiedler aus.



IX.

Kriegszug gegen die vereinigten Rhauas-Hottentotten und Hereros.

Die Ruhe des Landes wurde durch eine im Osten des Schutzgebiets, in Gobabis und Umgegend, ausgebrochene neue Empörung der Rhauas-Hottentotten auf Monate gestört und der Handel und Verkehr hierdurch ernstlich bedroht.

Im Februar 1896 sandte der Distriktschef, Lieutenant Lampe, fortwährend Berichte ein über Übertretungen, die sich die Rhauas-Hottentotten zu schulden kommen ließen. Der Häuptling Eduard Lambert, schuftig und außerdem ein Spielball in den Händen seiner Leute, vermochte seinen Stamm nicht in Ordnung zu halten und leitete allerlei Handel gegen die Regierung ein.

Major Leutwein konnte es kaum glauben, daß die Rhauas den Vertrag brechen könnten und ermahnte seinerseits den Lieutenant Lampe eindringlich zur Nachsicht und vorsichtigen Behandlung der Rhauas.

Doch sollte ein plötzlich einlaufendes Eilschreiben aus Gobabis den Major Leutwein bald von der Wahrheit und Thatsache der Unruhen überzeugen.

Lieutenant Lampe war, dem Schreiben zufolge, mit einer zehn Mann starken Patrouille nach Olifantskloof und Rietfonteine abgeritten, um zu sehen, ob die Rhauas, die auf dem Wege herumlungerten, sich wirklich feindlich zeigten und um eventuell die Station Rietfonteine vor einem Angriff zu schützen.

Er traf einen Trupp Hottentotten an der Wasserstelle vor Rietfonteine mit ihrem Häuptlinge Eduard Lambert an. Das Wasser lag in einer Thalmulde, umgeben von sanften Höhenzügen. Letztere hatten die Rhauas, alle gut (modern) bewaffnet, in nicht mißzuverstehender Weise besetzt. Das Ganze hatte den Anschein, als wollten sie jeden Moment den Orlog (Krieg) beginnen. Ungeachtet der Gefahr und Übermacht ritt Lieutenant Lampe mit seiner Patrouille hart an das Wasser, kommandierte absitzen und absatteln und ließ

die Pferde tränken, die Mannschaften blieben unter den Waffen. Sein Ruf an den Häuptling blieb ungehört, eine Verständigung war somit unmöglich und zog Lieutenant Lampe vor, nachdem die Pferde getränkt waren, wieder abzureiten. In Halbkolonne, einer den andern deckend, rückte der kleine Trupp, Lieutenant Lampe als letzter, ab, von den Rhauas drohend mit den Augen verfolgt. Der eine der eingeborenen Diener des Lieutenant Lampe, ein Rhaua, ritt plötzlich rechts ab und ging im Galopp zu diesen über.

In eiligem Tempo ritt nun Lieutenant Lampe in der Richtung nach Olifantskloof=Gobabis zurück, um die Station auf einen eventuellen Überfall seitens der Rhauas vorzubereiten. In Olifantskloof sandte er drei Mann der dortigen Besatzung ab, um Eilmeldung nach Gobabis-Windhoek gelangen zu lassen.

In aller Eile ritten auch die drei ab, um zuerst in Rooigranwater Raft zu machen. Sie mußten dort einige Stunden geraftet haben, als sie plötzlich ca. 30 Hottentotten anreiten sahen, die, auf 150 Schritte herangekommen, zu feuern begannen. Sofort sprangen sie in die Vertiefung am Wasserloch, um sich zu decken und erwiderten das heftige Gewehrfeuer. Doch vergeblich war die Gegenwehr, von mehreren Kugeln durchbohrt sanken zwei der Braven hin, der dritte wurde lebend überwältigt und ihm der Kopf vom Rumpfe getrennt. Ihrer Anzüge und Waffen beraubt, fand man später die Skelette der tapferen deutschen Soldaten. Zum Hohn sandten die Mörder und Räuber das Notizbuch des einen Braven, welches er in der Brusttasche getragen hatte und das von einer Kugel durchbohrt und mit dem Blute des Gefallenen benetzt war, an den Missionar in Otjihanene, welcher das Buch der Landeshauptmannschaft übermittelte.

Die Handlung der Rhauas brach selbstredend alle freundlichen Beziehungen mit der Regierung ab und galt für Major Leutwein als Kriegserklärung. Ende März drang die graufige That nach Windhoek und was noch mehr die Aufregung der Gemüther erhöhte, war, daß die Hereros in Gobabis den Rhauas Vorschub leisteten und sie mit Nahrung (Vieh) versorgten. Zwar leugnete der Häuptling der Ovabandyerus (eine Abart der Hereros) jede Teilnahme hartnäckig ab, doch war Vorsicht geboten. Major Leutwein berannte daher in Windhoek eine Versammlung von Ansiedlern an, um diese über die Lage aufzuklären und zu sehen, wie viele derselben im Falle eines Krieges mit den Hereros dem Rufe in's Feld folgen würden.

Die Mehrzahl der Ansiedler gelobte Unterstützung und bildete gleichzeitig eine Art Freikorps in Windhoef unter dem Befehle des Premierlieutenant d. L. und Store-Inhabers Boyfen, das den Zweck haben sollte, Groß- und Klein-Windhoef vor einem Überfalle der Hereros zu schützen.

Was dem Kaiserlichen Landeshauptmann am meisten Kopfschmerzen verursachte, war, daß ein großer Teil der Truppe mit Beendigung der jeweiligen Kapitulationszeit auf dem Wege nach Deutschland war. Ein neuer Transport war noch nicht angekommen und wäre auch nicht so gut brauchbar gewesen, als ein alter, erfahrener, im Kriege erprobter Trupp. Als ein großes Glück war es daher zu betrachten, daß infolge wochenlanger Verspätung des Dampfers die ausgedienten Mannschaften noch in Swakopmund weilten und ihnen hier die Ordre, sofort nach Windhoef zurückzukehren, durch Major Mueller noch übermittelt werden konnte.

Inzwischen war Hauptmann v. Estorff mit 50 Reitern von Windhoef nach Gobabis zur Verstärkung der Station aufgebrochen. Der Kompagnieschreiber Erner hatte noch abends vorher bei Heyn Alarm geschlagen und, von einem wahren Fieber ergriffen, meldete sich alles in Windhoef anwesende Personal der Truppe (auch ich) zur Teilnahme an dem Kriegszuge, denn es war ja kein Zweifel, daß es dort etwas zu „ballern“ gab. Nachgedanken schwellten eines jeden Brust. Ich kam jedoch mit meiner Meldung schön an, denn man sagte mir: „Invaliden können wir nicht brauchen“. So erging es noch vielen.

Wir mußten die Truppe abziehen sehen, ohne unsere Rache fühlen zu können. Mich tröstete nur Hauptmann v. Estorff's Bemerkung, die er mir, abreitend, zurief: „Vielleicht kommen Sie noch nach!“ — Sicher hätte er seine alte Kompagnie vom Nordzuge her gern wieder zusammengeholt.

Bald nach dem Abrücken der Kompagnie trafen neue Nachrichten vom Schauplatze der Unruhen und Wirren bei uns in Windhoef ein. Die Werft des Ovabandyeru-Häuptlings Mikodemus war, während sie früher von der Station Gobabis aus sichtbar war, hinter eine Bergkuppe verlegt worden, um das Treiben in derselben zu verbergen. Ein Diebstahl im Store des Kaufmanns Ohlsen, an dem auch Ovabandyerus teilgenommen, hatte zu einer kleinen Schießerei geführt, bei der den Dieben das gestohlene Gut, das auf einem Ochsen verpackt war, wieder abgejagt und ein verwundeter Ovabandyeru gefangen genommen wurde. Der Plan

der Rhauas lief dahinaus, die Station Gobabis zu überrumpeln und alle eventuell ankommenden Verstärkungen der Truppe zu überfallen. Nais wurde ebenfalls hart bedrängt, das Vieh der deutschfreundlichen Betschuanen abgetrieben und die Militärstation beschossen. Mit Umsicht und Geschick leitete der derzeitige Stationschef Unteroffizier Deubel die Maßnahmen, die getroffen wurden, die Station vor einer Überrumpelung zu schützen.

Die über Nais kommende Kompagnie Estorff, der sich Regierungsrat v. Lindequist angeschlossen hatte, hob die Station Nais auf und zog über Kautarus nach Gobabis weiter, um den hartbedrängten Lieutenant Lampe aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Am Abend des 4. April langte sie glücklich an der sogenannten Spitzkuppe, dem Berg von Gobabis, an, um morgens in das ca. $\frac{1}{2}$ Meilstunde entfernte Gobabis einzurücken. Zahlreiche Wachen sicherten das Detachement. Hauptmann v. Estorff und Regierungsrat v. Lindequist begaben sich noch abends nach Gobabis auf die Station, um zu erfahren, wie weit die Ausständischen ihr Wesen schon getrieben hatten; v. Lindequist blieb auf der Station zurück, v. Estorff begab sich mit Lieutenant Lampe und 5 Reitern noch an demselben Abend wieder zur Kompagnie.

Am 5. April, morgens gegen 6 Uhr, machte sich die Kompagnie fertig zum Einmarsch in Gobabis. Noch mit Kaffeetrinken und teilweisem Einpacken beschäftigt, wurden die Mannschaften durch mehrere Schüsse, die von dem Unteroffizierposten herrührten, alarmiert. Alles griff zu den Waffen und stürmte die sich vorlagernden Höhen hinan. An allen Ecken brach nun ein wahres Höllenfeuer auf die Kompagnie ein. Die Rhauas hatten den Überfall gewagt und bedrängten hart die kleine Truppe. Doch sie hatten die Rechnung ohne den Wirt — Hauptmann v. Estorff — gemacht. Mit einer unheimlichen Ruhe und Umsicht gab dieser trotz der plötzlichen Gefahr seine bezüglichen Kommandos und mit einer staunenswerten Bravour schlug die nur 50 Mann starke Truppe nach halbstündiger heftiger Gegenwehr die Rhauas siegreich zurück. Mehrere Tote, darunter der Häuptling Eduard Lambert, bedeckten den Kampfplatz. Die Truppe sammelte sich sofort und besetzte die höchstgelegenen Stellen des Gefechtsfeldes, auf dem eine Aussicht gar nicht vorhanden war, wegen des dichten dornigen Gebüsches. Nicht lange ließen die Rhauas auf sich warten, denn von neuem brachen sie, von annähernd 300 Hereros unterstützt, auf die Kompagnie herein, die durch einige Vermundete schon

reduziert worden war. Nach einem dreistündigen Kampfe, bei dem es infolge der kolossalen Übermacht des Feindes oft zum Handgemenge gekommen war, wichen die schwarzen und gelben Halunken den deutschen Waffen und liefen in wilder Flucht nach Norden zu, um ihr Vieh in Sicherheit zu bringen. Mit einer wilden Attacke stürzte sich Lieutenant Lampe während des Gefechts auf den hartnäckigen Feind, um sich und die fünf Reiter dem Tode zu weihen, sie wurden später, von Kugeln durchlöchert, aufgefunden. Vergebens hatten sie den kühnen Ansturm gewagt, die Übermacht war zu groß gewesen. Der Kompagnieschreiber Erner befand sich mit unter den Gefallenen. In ihm betrauerte ich wieder einen Regimentskameraden, den zweiten. Im Ganzen hatte das Detachement sechs Tode zu beklagen, darunter Lieutenant Lampe und den Kriegsfreiwilligen Lieutenant d. Reserve Schmidt, welcher die Attacke mitgeritten hatte. In seiner Brust zählte man fünf Schüsse.

Regierungsrat v. Lindequist hatte von der Feste aus durch Artilleriefeuer in den Kampf vorteilhaft eingegriffen. Die zuziehenden Hereros wurden mit Erfolg von seinen Geschossen erreicht und wagten nicht, sich zu zeigen.

Der so frei gewordene, teuer erkaufte Weg stand nun dem Verkehr offen und der Rest der Kompagnie zog in Gobabis ein, barg und bettete die Verwundeten (darunter leicht verwundet Lieutenant Eggers) und holte am Abend die Toten ein, um sie in schnell aufgeworfenen Gräbern zu beerdigen. Am Fuße der Anhöhe, am linken Ufer der schwarzen Kosob, dicht beim Stationshause Gobabis liegen die Braven, welche für Kaiser und Reich den Heldentod sterben konnten.

Mit brausendem Jubel empfingen wir in Windhoek die Nachricht von dem überaus tapferen Verhalten der Kompagnie Estorff. Der Name Estorff war in aller Munde. Soviel war gewiß, wäre der Überfall den Rhauas und Hereros gelungen, so wäre der ganze Haufe der Herero-Krieger, auch die im Westen wohnenden, im wilden Übermute über uns hereingebrochen und das Schutzgebiet wäre sehr in Gefahr gewesen. So aber staunten sie über die glänzende Bravour, an der ihr Überfall zerschelt war.

Übrigens war Major Leutwein schon auf halbem Wege nach Gobabis, als er die Nachricht vom Gobabiser Gefecht, einem Ostersonntags-Kampf, erhielt. Auch er war voll des Lobes über die Haltung der Truppe und beeilte sich (er hatte ca. 50 Reiter bei



Unteroffizier Wschelostki (gef. Siegfeld am 18./19. IV. 96).

sich), nach Gobabis zu kommen, um die Verfolgung des Feindes aufzunehmen. Regierungsrat v. Lindequist hatte sich selbst unter den Befehl des Hauptmann v. Estorff gestellt und that als aktiver Offizier in seiner Eigenschaft als Premier-Lieutenant der Reserve Dienst in der Kompagnie.

Die beim Eintreffen des Major Leutwein in Gobabis neu formierte Feldkompagnie übernahm Hauptmann v. Estorff und rückte mit dieser nach Olifantskloof ab, um die dortige sehr gefährdete Station abzulösen.

Ich lasse hier den Bericht, welchen Hauptmann von Estorff darüber an Major Leutwein erstattete, folgen:

„Am 11. April 1896 abends wurde nach Gobabis durch den Herrn Major Leutwein eine Verstärkung von 45 Reitern und ein Geschütz herangeführt. Am 13. April früh brach die zusammengesetzte Feldkompagnie in östlicher Richtung auf mit dem Auftrag, die Besatzung von Olifantskloof heranzuziehen, mit welcher seit Mitte März alle Verbindung abgeschnitten war und welche unter den obwaltenden Verhältnissen besser mit im Felde verwendet werden konnte. Zugleich sollte genaue Aufklärung über den Abzug des Feindes erbracht werden.

Die Stärke der zusammengestellten Kompagnie unter meinem Befehl betrug 84 Köpfe, 5 Namareiter, 96 Pferde, 2 Geschütze mit je 16 Ochsen, 1 Wagen mit 20 Ochsen bespannt, 9 Mann eingeborenes Volk beim Geschütz und Wagen.

Einteilung der Kompagnie.

Führer: Hauptmann v. Estorff.

1. Zug:	Premier-Lieutenant d. Reserve v. Lindequist	25	Reiter
2. "	Sekonde-Lieutenant Helm	25	"
3. "	Bizefeldwebel Froede	20	"
	(1. Zug 2 Namareiter, 2. Zug 2 Namareiter, 3. Zug 1 Namareiter)		
4. "	Artillerie Premier-Lieutenant d. Landwehr Hermann, 2 Geschütze, Kaliber 5,7 Centimeter (mit je 16 Ochsen bespannt)	8	"
	1 Wagen mit 20 Ochsen bespannt	2	"
	Offiziere	4	
	Zusammen	84	Köpfe,

5 Namareiter, 2 Geschütze, 96 Pferde.

Am Abend des 13. erreichte die Kompagnie, über Kuizis und Gazellenpfanne marschierend, die zwei Vley. Frische Spuren von Reitern und Fußgängern führten nach Osten weiter.

In der Nacht ließen 200 Stück Großvieh und eine Anzahl Kleinvieh zu, welches nach Gobabis zurückgetrieben wurde, während die Kompagnie am 14. April über Das nach Gurus ging, wo sie eine verlassene Rhauaswerft vorfand und an den Spuren feststellte, daß die Rhauas mit vielem Vieh in nördlicher Richtung geflohen seien. Am Abend wurde ein Lager westlich Stampriet bezogen und am 15. April nachmittags Rooigrauwater (Rotgrabenwasser) erreicht. Frische Spuren von Reitern und Fußgängern wurden in dieser Gegend nicht mehr gefunden. Am Abend ritt der Lieutenant Helm mit 23 Reitern nach Olifantskloof ab, um die dortige Besatzung heranzuführen. Die Kompagnie verblieb am 16. in Rooigrauwater, ging aber, da die dortige Quelle nicht genug Wasser lieferte, um Pferde und Ochsen zu tränken, in der folgenden Nacht nach Stampriet zurück. Am 17. abends traf der Lieutenant Helm mit der Besatzung von Olifantskloof in Stampriet ein, die Kopfstärke der Kompagnie wuchs dadurch auf 90 Köpfe an.

Im Laufe des 17. wurden verschiedene Meldungen von zwei Streifreitern erstattet, auch griff man eine Anzahl Kaffern auf, welche angaben, daß die von Gurus entflozene Rhauaswerft sich an einer Wasserstelle, etwa zwei Tagemärsche nördlich von Stampriet, festgesetzt habe, ebendort seien die von Das und Stampriet geflüchteten Hererowersten.

Am 18. April früh brach die Kompagnie mit Tagesanbruch nach Norden auf, quer über das Feld ziehend und den Spuren der Flüchtlinge nachgehend. Am Mittag erreichte sie Buschmannsbrunnen, am späten Nachmittag traf sie südwestlich Siegfeld ein. Einige aufgegriffene Kaffern sagten aus, daß der Häuptling Kahi-mema tags vorher dort gewesen, aber mit einer Anzahl Rhauas wieder nach Westen abgerückt sei. In Siegfeld sollten nur Hereros sein. Es blieben etwa noch $1\frac{1}{2}$ Stunden bis zum Sonnenuntergang. Die Kompagnie ging über die mit einzelnen Büschen bedeckte Fläche gegen Siegfeld vor, neben dem rechten Flügel die Geschütze. Die im Busch versteckten Wersten wurden erst sichtbar, als die Kompagnie einige Hundert Meter an sie heran war. Ich ließ den Zug des Feldwebels Froede abziehen und gegen die Hauptwerst, in der sich jetzt eine große Volksbewegung entwickelte, zu

Fuß vorgehen, während ich mit den beiden anderen Zügen die Wersten links umging. Die Geschütze hatten kein Ziel finden können und waren rechts rückwärts vom Zuge Froede im Vorgehen geblieben, aber wegen der Achsenbespannung noch weit zurück. Das buschige Feld hinter der Werst bedeckte sich nun mit Flüchtlingen und ich ließ den Zug des Lieutenant Helm im Galopp vorgehen, um sie zurückzutreiben. Er bekam hierbei aus den Gebüsch Feuer, ebenso der Zug des Feldwebels Froede, der nun auch seinerseits das Feuer auf 200 Meter begann.

Der Zug des Lieutenant Helm wurde gesammelt und attackierte gegen die Büsche, aus denen geschossen wurde. Es kam hierbei zu einem heftigen Kampfe und Handgemenge. Die Ahauas — als solche stellte sich nämlich der Gegner heraus — drückten sich vor den ansprengenden Reitern in die Büsche und schossen dann hinter ihnen her. Diese sprangen nun vom Pferde und bekämpften ihre Gegner zu Fuß. (Die Reiter besaßen in dem Gewehre M/88 mit aufgezogenem Seitengewehr eine unhandliche Waffe zu Pferde.) Diese Aufgabe wurde dadurch wesentlich erschwert, daß eine Anzahl Weiber die fechtenden Männer mit ihren Leibern zu decken suchten und doch ward bei diesem heftigen Kampfe, in dem allein sechs Ahauas getötet wurden, kein Weib verletzt. Besonders tapfer fochten neben ihren Offizieren der Unteroffizier Modler, die Reiter Busch und Halberstadt.

Der Unteroffizier Pitt wurde in diesem Handgemenge schwer verwundet (er starb, durch die Brust geschossen, nach zwei Stunden), der Lieutenant Helm erhielt einen Schuß durch den linken Oberschenkel, machte mir jedoch hiervon nicht nur keine Meldung, sondern nahm auch an den Gefechten der folgenden Tage teil, sowie auch an jedem Dienste bis zur Beendigung des Zuges. Sein Pferd brach schwer verwundet zusammen. Der Zug des Premierlieutenant v. Lindequist griff links von dem des Lieutenant Helm ein und machte die Flüchtlinge nieder, welche jenen entronnen waren. Es hatte dieser Zug, bevor er zum Gefechte eingezogen wurde, ein heftiges Feuer über sich ergehen lassen müssen, das er nicht erwidern durfte, und hierbei eine große Ruhe bewahrt, dem Beispiele seines Offiziers folgend. Während des Kampfes hatte indes ein feindlicher Haufen einen Vorsprung auf der Flucht in östlicher Richtung gewonnen, die Geschütze hatten noch Gelegenheit, drei Schrapnellschüsse auf sie abzugeben, während die Kompanie sich schnell sammelte und ihnen nachsetzte. Es gelang noch einige

Gefangene zu machen, der Rest entzog sich der Verfolgung in dem dichten Busche und die hereinbrechende Nacht begünstigte die Flucht. Unter den Gefangenen befand sich der Kaffernhüuptling Apollo.

Die Kompagnie bezog in der Dunkelheit ein Lager am Wasser; der Sicherheitsdienst, die Bewachung der Gefangenen, der erbeuteten Viehherden, sowie der eigenen Pferde und Zugochsen, die man weiden lassen mußte, stellten große Anforderungen an die Kräfte der ermüdeten Mannschaften.

Mit Anbruch des folgenden Tages ritt der Zug des Bizefeldwebels Froede das Gefechtsfeld ab, während die Kompagnie sich marschfähig machte. Plötzlich hörte man im Lager heftiges Schießen aus nördlicher Richtung, es war klar, daß der abgefandte Zug ein Gefecht zu bestehen hatte. Ich führte den Rest der Kompagnie dorthin im Trabe vor und ließ die Geschütze folgen. Eine Wache verblieb im Lager. Als ich die Lage des fechtenden Zuges übersehen konnte, zog ich mich sofort nach der linken Flanke des Gegners. Schon diese Bewegung bewog denselben zum Nachlassen. Der Zug des Lieutenant Helm ging dann einige Hundert Meter rechts vorwärts von dem des Bizefeldwebels Froede zum Fußgefecht vor, worauf der Feind den Rückzug antrat. Dieser aber verwandelte sich in eine eilige Flucht, als der Zug des Premierlieutenant v. Lindequist im Galopp geradewegs in seine linke Flanke vorging und die Reiter, auf etwa 200 Meter vor ihm, vom Pferde springend, ihn mit ihrem Schützenfeuer überschütteten.

Leider schwächte der außerordentlich dichte Busch die Wirkung desselben ebenso sehr, wie er die Flucht des Gegners begünstigte. Tote und Verwundete wurden beim Nachreiten nicht gefunden, die schnell gesammelte und nachsetzende Kompagnie erbeutete jedoch ein halbes Duzend Pferde. Der Feind war nach allen Richtungen hin auseinander geflohen, die meisten Spuren führten jedoch nach Westen und Norden. Die Geschütze hatten mit ihrer Ochsenbespannung nicht rechtzeitig das Gefechtsfeld zu erreichen vermocht, aber durch drei Schrapnellschüsse einen westwärts flüchtenden Reiterhaufen zersprengt.

Die Kompagnie hatte in beiden Gefechten 13 Patronen pro Mann verschossen. Das Verhalten der Mannschaften war durchaus ausgezeichnet.

Die Aussage der Gefangenen hatte ergeben, daß Rahimema und die Großleute der Rhauas tags vor dem Gefechte nach Uros abgeritten waren, ein später aufgegriffener Bergdamara aber gab

an, daß Rahimema bei dem Gefechte am 19. beteiligt war. Alle Wahrnehmungen bestätigen, daß das Gefecht am Morgen dieses Tages von den von Auroz kommenden Reitern eröffnet worden war. In der Annahme, daß der größte Haufen wieder nach Auroz geflohen sei, ging ich am Nachmittage des 19. dorthin vor; die Gefangenen, eine Anzahl aufgegriffener Rhauasweiber, 200 Stück Großvieh und 200 Stück Kleinvieh mit mir führend.

Am Abend wurde, quer über das Feld gehend, Auroz erreicht, aber unbesezt gefunden, dagegen stieß die von Premierlieutenant v. Lindequist geführte Spitze am folgenden Tage beim weiteren Vormarsch nach Westen auf einen Haufen Hereros und Hottentotten, vertrieb sie nach kurzem Gefechte, ehe die Kompagnie eingreifen konnte, und nahm einen Hottentotten gefangen. Dieser sagte aus, daß Rahimema in nordöstlicher Richtung geflohen sei, wohin ihm vor einiger Zeit seine Viehherden vorausgegangen wären. Bei ihm seien die Großleute der Rhauas. Die Wahrheit dieser Aussage ward bestätigt, als die Kompagnie, weiter vorgehend, Dorlogsplatz erreichte. Von hier ist der Wagen und das Vieh des Nikodemus vor einiger Zeit nach Norden, das des Rahimema nach Nordosten abgetrieben, wie an den Spuren festgestellt wurde, während ganz frische Spuren nicht mehr gefunden wurden.

Der achttägige Zug der Kompagnie hatte die Pferde erschöpft, die Zugochsen waren vollständig abgetrieben, die Mannschaften waren zwar noch frisch, aber ruhebedürftig, nachdem sie an den Tagen gefochten und marschiert, jeder Reiter aber eine um die andere Nacht einen anstrengenden Wachtdienst zu versehen hatte. Am Nachmittage wurde daher der Marsch nach dem nur wenige Stunden entfernten Gobabis angetreten.“

Mittlerweile hatte Major Leutwein an den einzigen in Windhoek noch anwesenden Offizier, Premierlieutenant jetzt Hauptmann v. Verbandt, die Ordre ergehen lassen, alle verfügbaren Kräfte in Windhoek zu sammeln, etwaige Kriegsfreiwillige anzuwerben und den Oberhäuptling Samuel Maharero selbst mit seinen Leuten auf den Schlachtenschauplatz zu bringen. Auch an Hendrik Witbooi in Gibeon war der Befehl ergangen, laut des geschlossenen Schutzvertrages mit seinen Leuten Heeresfolge zu leisten. Der die Witboois beaufsichtigende Premierlieutenant v. Burgsdorff bewaffnete die 70 Witbooi-Reiter mit Infanteriegewehren M/71 und mit noch 22 Reitern der Kaiserlichen Schutztruppe aus seinem Distrikt ritt er nach Gobabis ab.



Felbwebel Heller.

Also in Windhoek sammelte Hauptmann v. Perbandt alle wehrfähige Mannschaft. Ich bestürmte ihn so oft, daß er das letzte Mal, es war im Offizierskasino, wütend werdend, sagte: „Scheren Sie sich zum Teufel, Sie gehen mit!“ — Ich ging also mit und vor Freude schloß ich mein Tagebuch ab mit den Worten: „April 1896. Ausbruch eines Krieges mit den Hereros. Ich gehe mit ins Feld der Ehre! Hurra! Deutschland!“ — Dann schnell die Sachen gepackt, auf Kammer geschafft, Abschied genommen von den Bekannten und an die Arbeit des Wagenverladens. Denn nur unter der Bedingung hatte Hauptmann v. Perbandt zugesagt, mich mitzunehmen, wenn ich den Wagentransport führen, also Train-Unteroffizier spielen wollte. Mir war es gleich, ich sagte zu und am 16. April verließ die letzte, wieder etwa 50 Mann starke Kompanie, Invaliden und Kriegsfreiwillige einbegriffen, Windhoek. Nur die notwendigsten Leute (ca. 15 Mann) blieben unter Kommando des alten Feldwebels Heller, der auch brummte, daß er nicht mitkonnte, am Platze, da das Freikorps Wachen leistete und Außenposten vorgeschoben hatte. Auch der Bezirkschreiber Wiedorn hatte „die Feder vertauscht mit der Kugelbüchse“ und befand sich bei unserem Trupp. Wir beide waren nur hange, mit unserem Büroaleiter v. Lindequist in Kollision zu geraten, da wir treulos das Bureau verlassen hatten. Auch eine Standpredigt des Major Leutwein fürchtete ich.

Keines von beiden traf ein, denn der Major Leutwein nahm am Tage nach unserer Ankunft in Gobabis eine allgemeine Truppenbesichtigung ab, an der auch die bereits eingetroffenen Witboois und die mit uns gekommenen Hereros unter Samuel Maharero teilnahmen. In kurzer Begrüßungsrede dankte er allen denen — auch den Witboois und Hereros — die es eigentlich nicht nötig gehabt hätten, mit in den Kampf zu ziehen, aber doch gekommen wären, die deutsche Sache verfechten zu helfen, und versprach, uns zu belohnen.

Ein bunt bewegtes Lagerleben bot sich in Gobabis den Blicken dar. Deutsche, Engländer, ein Schwede sogar, Buren, Hereros, Bastards, Witboois und Manasse-Sottentotten lagerten in und um Gobabis, eine Truppenmacht von rund 150 Schutztruppelern und 200 farbigen Streitern der verschiedensten Rassen und Hautfarben.

Am 2. Mai abends waren die Nachrichten vom Feinde klar genug, so daß der Abmarsch erfolgen konnte. Rahimema, ein

Unterhauptling des Mikodemus, hatte sich nach Norden zu geflucht und hatte ein Mulatte, Willy Kean, den Aufenthalt desselben ermittelt. Dieser Kean, ein schlauer, intelligenter Kopf (der Sohn eines Engländer und einer Hererofrau), hat der Truppe als Spion und Pfadfinder unbezahlbare Dienste geleistet.

Von Gobabis an führte ich, beim Auffuchen der Spuren von den Groleuten Daniel Kaviseri und Kajata unterstützt, während zweier Tage die Spitze. Da indessen der zum Stabe kommandierte Schreiber des Major Leutwein, Hilzebecher, nicht beritten war und ersterer wegen Mangel an Offizieren sich keinen Adjutanten befohlen hatte, wurde ich am dritten Tage unseres Marsches in Dvingi zum Stabe kommandiert und als Ordonnanzunteroffizier beschäftigt. In dieser Eigenschaft nahm ich auch an dem Kampfe am 6. Mai teil, stets, im Verein mit dem Stabstrompeter Thome, hart an der Seite des Landeshauptmanns, seiner Befehle gewärtig. Ich lasse den mir am Tage nach dem Gefecht zum Teil diktierten und dem Auswärtigen Amte eingereichten Bericht folgen, den Major Leutwein im Freien, stehend, inmitten der aufgefahrenen Wagen, aufstellte:

„Nachdem am 1. Mai d. Js. der Kapitän Witbooi mit etwa 70 Reitern in Begleitung des Premierlieutenant v. Burgsdorff, welcher letzterer 22 Reiter seines Distrikts mitgenommen hatte, in Gobabis angelangt war, durfte ich die mir zur Verfügung stehende Truppe als vollzählig betrachten und trat daher in der Nacht vom 2. zum 3. Mai d. Js. meinen Vormarsch an. Meine Truppe war nun folgendermaßen zusammengesetzt:

a. Abteilung v. Estorff:

1. Feldkompagnie: Premierlieutenant d. R. v. Vindequist, Sekondlieutenant Eggers.
2. Feldkompagnie: Sekondlieutenant Schmidt, Sekondlieutenant Helm (war während des Gefechts bei der 3. Kompagnie).
3. Feldkompagnie: Premierlieutenant v. Verbandt, Sekondlieutenant a. D. v. Zietzen.

b. Abteilung v. Burgsdorff:

22 weiße Reiter, etwa 70 Witbooireiter unter dem Kapitän Hendrik Witbooi.

c. Etwa 120 Hereroreiter unter dem Oberhäuptling Samuel Maharero.

Zur Unterstützung des letzteren hatte ich den Kriegsfreiwilligen Gustav Voigts, ehemals Einjährig-Freiwilligen im Infanterie-Regiment Nr. 92 und mit der Qualifikation zum Reserve-Offizier entlassen, kommandiert. Er war seit seiner Entlassung im Auslande gewesen und hat mir, als langjähriger Kenner der Hereros und deren Sprache mächtig, die schätzenswertesten Dienste geleistet. Er war der eigentliche Führer der Hereros. Im ganzen bestand sonach die Truppe aus etwa 180 Weißen und Bastardsoldaten, 70 Witboois, 120 Hereros, dazu die bewaffneten Treiber und Leiter der Wagenstaffel, in Summa über 400 Köpfe nebst einer Artillerie-Abteilung von drei Geschützen. Die letztere führte der Kriegsfreiwillige, Premierlieutenant der Landwehr a. D., Hermann (früher Landwirt in Rubub). Der Mangel an Offizieren hatte mich auch veranlaßt, den Vorstand des Pferdedepots, Lieutenant a. D. v. Zietzen, einzuberufen, wie solches mit dem Assessor und Premierlieutenant d. R. v. Lindequist schon früher geschehen war. Die bereits in den Gefechten bei Gobabis verwundeten Sekondlieutenants Helm und Eggers hatten, obwohl noch nicht wieder hergestellt, durchaus nicht zurückbleiben wollen und wurden zunächst auf den Wagen nachgefahren. Beide wurden, wie ich vorgreifend bemerken will, im nächsten Gefecht abermals verwundet, Lieutenant Helm sogar zweimal, und beide so schwer, daß ihre Dienstfähigkeit für lange Zeit in Frage gestellt bleiben wird.

An Kriegsfreiwilligen hatten sich der Truppe angeschlossen:
 Bei der 1. Feldkompagnie: Lieutenant d. R. Schmidt (gefallen bei Gobabis den 5. April 1896),¹⁾
 = = 2. Feldkompagnie Nelson und Otto (früher nicht Soldat gewesen),
 = = 3. Feldkompagnie: Lieutenant a. D. van Alten,
 Meithe, Albrecht, Schroeder I. (Soldat gewesen),
 Dr. jur. Feeder, Grootesend, Baumann, Schroeder II.
 (nicht Soldat gewesen),
 desgl. die Voeren:
 Burgers, Coffée, Nietmann, La Roux, Voges.
 Bei der Artillerie: Premierlieutenant der Landwehr a. D. Hermann, Creutz (ehemaliger Artillerist).

¹⁾ Lieutenant d. R. Schmidt war kurz vor dem Ausbruch der Unruhen im Schutzgebiete eingetroffen und hatte sich gleich der Kompagnie v. Estorff als Freiwilliger angeschlossen.



Schwarz und weiß:

Bursche des Regierungsrats
v. Lindequist.

Reiter
Hennigh David.

Bei dem Detachement v. Burgsdorff: Dunkan jun. (nicht Soldat gewesen).

Bei den Hereros: G. Voigts (ehemaliger Einjährig-Freiwilliger).

Bei der Wagenkolonne: Otto I. (Soldat gewesen).

An ausgebildeten Bastardsoldaten befanden sich zwölf bei der Truppe. Der Rest war bei dem plötzlich ausgebrochenen Feldzuge nicht so rasch zur Stelle zu bringen und wird mit Major Mueller nachkommen. Dafür sind fünf noch nicht ausgebildete, aber wehrpflichtige Bastards eingetreten, welche es vorgezogen hatten, ihre Dienstzeit im Kriege abzuleisten. Sämtliche Bastards sind uniformiert und unter die Weißen eingestellt. Dieselben haben sich tadellos gehalten, so daß wir einen Unterschied zwischen ihnen und den weißen Reitern überhaupt nicht mehr machen. Sie werden einst ein ausgezeichnetes Material für eine künftige farbige Kolonialtruppe liefern. Das Gleiche kann ich auch von den Witboois sagen, unter welchen eine geradezu großartige Disziplin herrscht. Solange der jetzige Kapitän lebt, werden sie sich indessen in größerer Zahl für unsere Dienste nicht gewinnen lassen. Hierin sehe ich aber keinen Schaden, da sie unter der Führung Witboois für uns gerade so nützlich sind. An der Vertragstreue des Kapitäns selbst kann jetzt auch das größte Mißtrauen keinen Zweifel mehr aufkommen lassen. Ich hoffe, daß nunmehr endlich die fortlaufenden heunruhigenden Gerüchte über dessen Absichten, welche uns bis zu seinem Eintreffen in Gobabis verfolgt haben, aufhören werden. Deutlicher kann er seine Vertragstreue nicht mehr darthun als durch sein jetziges promptes Erscheinen auf dem Kriegsschauplatze.

Die geringste Zuverlässigkeit von allen unseren Eingeborenen zeigen zweifellos die Hereros. Doch haben auch sie als Patrouillenreiter in dem ihnen wohlbekannten Gelände die schätzenswertesten Dienste geleistet, desgleichen im Gefecht zum Teil gut Stand gehalten. Auch der Kapitän von Hoachanas, Manasse Noroséb, wollte seinen guten Willen zeigen und brachte persönlich 12 Reiter nach Gobabis, welche ich unter die Feldkompagnien verteilt habe. Dabei hatten sowohl er wie sein Missionar beständig Sorgen, daß während seiner Abwesenheit Witbooi Hoachanas überfallen werde. Rührend war daher auch das Wiedersehen zwischen diesen beiden alten Feinden in Gobabis, wobei sich Witbooi wiederum durch besonderen Takt ausgezeichnet hat. Es war überhaupt eine merkwürdige Gesellschaft, die sich in Gobabis zusammengefunden hatte

und nunmehr ihre Erinnerungen austauschte. Alle, nämlich Deutsche, Witboois, rote Nation und Hereros, hatten sich schon untereinander geschossen, die meisten der Anwesenden sogar Andenken daran davongetragen. Nunmehr sind sie unter deutscher Führung zu gemeinsamem Handeln vereinigt.

Der Feind war nach den Gefechten Anfang April bei und um Gobabis völlig verschwunden. Indessen fanden die von Samuel abgeschickten Hereropatrouillen bald wieder seine Spur. Es wurde festgestellt, daß Nikodemus sich von Kahimema getrennt hatte und daß bei letzterem die Rhauas seien. Der erstere sollte mit nur wenig Begleitern in die Nähe von Tjetjo geflüchtet sein. Hier- nach mußte ich Kahimema als den Hauptgegner betrachten und beschloß zunächst gegen diesen vorzugehen. Die Abschrift des Befehls zum Vormarsch lege ich bei. (Siehe Anlage 1.)

An der Wasserstelle Dwinki, bei welcher der Gegner vermutet wurde und die wir am 5. morgens erreichten, fand sich, daß dieselbe vor etwa zwei Tagen verlassen worden war. Ich folgte unmittelbar den zahlreichen Spuren und erreichte noch am Abend den Abschnitt des Omurambo Epikuro. Vorausgeschendete Witbooi- und Hereropatrouillen brachten noch in der Nacht vom 5. zum 6. die Meldung, daß die Werften des Gegners sich $1\frac{1}{2}$ Reitstunden nördlich befänden. Infolgedessen bestimmte ich den Abmarsch auf 3 Uhr morgens, so daß wir noch in der Dunkelheit in der Nähe des Feindes ankamen. Der letztere hatte sich in zwei, etwa 20 Minuten räumlich getrennten Werften festgesetzt. Hieraus entwickelte sich auch ein räumlich getrenntes Gefecht und zwar ergab der Aufmarsch aus der Marschkolonne in die Gefechtsformation von selbst, daß die Avantgarde (3. Kompagnie und Hereros) unter Premierlieutenant v. Perbandt sich gegen die nächste, die rechte Flügelwerft des Feindes wendete, während das Gros unter Hauptmann v. Estorff (1., 2. Kompagnie und Witboois) gegen die weiter entfernte linke Flügelwerft ausholte. Die Werften selbst lagen im dichten Gebüsch derart versteckt, daß die vorausgeschendeten Spione nur ihre Anwesenheit, aber nicht ihre genaue Lage hatten feststellen können. Für mich handelte es sich darum, dem Feinde rasch so nahe auf den Leib zu rücken, daß ein abermaliges Ausweichen desselben ohne Gefecht, das lediglich eine unabsehbare Verlängerung des Krieges zur Folge gehabt hätte, ausgeschlossen war. Ich ließ daher aufmarschieren und setzte in Gefechtsformation zu Pferde — Artillerie im ersten Treffen, Plänkler vor der Front — den Vormarsch fort.

Ein Vormarsch zu Fuß würde uns bei seiner langen Dauer voraussichtlich dem Feinde verraten und demselben Zeit zum Ausweichen gegeben oder uns zu einem verlustreichen Buschkampfe gezwungen haben, welcher letzterer namentlich die Artillerie nicht hätte zur Geltung kommen lassen. Ich muß übrigens hervorheben, daß dieser Vormarsch von 350 Reitern in aufmarschierten Fronten auch seitens der Eingeborenen in lobenswerter Ordnung durchgeführt worden ist. Den Hereros hatte ich den Befehl gegeben, die feindliche Stellung im Westen abzusperren, dem Detachement v. Burgsdorff mit den Witboois die gleiche Anweisung für den Osten. Direkt angreifen sollten lediglich die drei Feldkompagnien. Die Hereros kamen in dem Busch jedoch zu weit rechts und stießen gleichfalls auf die Front, hatten in kurzer Zeit einen Toten und fünf Verwundete und wichen insolgedessen in das Gebüsch zurück, bis sich endlich ein Teil unter dem Vornann Kajata zur Beteiligung an dem Gefechte der 3. Kompagnie entschloß und schließlich auch auf deren rechtem Flügel den letzten Sturm tapfer mitmachte. Ich habe Kajata, welcher sich auch schon vorher durch gutes Patrouillereiten ausgezeichnet hatte, hierfür meine besondere Anerkennung ausgesprochen. Die feindlichen Hereros, welche um ihr Dasein, vor allem um ihre Ochsen kämpften, hielten sich recht tapfer, was auch ihre starken Verluste bewiesen. Posten scheinen dieselben indessen nur in der Werst selbst ausgestellt zu haben. Anderenfalls würde der erste Schuß nicht erst haben fallen können, nachdem wir bereits an deren Umzäunung angelangt waren, so daß das Gefecht mehr den Charakter eines Überfalls angenommen hatte. Indessen raffte sich der Feind rasch auf und hatte die 3. Kompagnie unter der tapferen Führung des Premierlieutenant v. Perbandt zunächst einen schweren Stand, welcher sich erst mit dem Eingreifen der Artillerie besserte. Die letztere hatte ich geteilt und ein Geschütz dem Hauptmann v. Estorff, zwei Geschütze der Abteilung v. Perbandt, als der schwächeren, überwiesen. Die letzteren, unter der Führung des Premierlieutenant a. D. Hermann selbst, hatten zunächst 500 Meter von der Werst abgeprobt. Das dichte Gebüsch um die letztere hinderte indessen ihre Wirksamkeit, weshalb ich sie anwies, dicht an die Umfassung heranzufahren, wo sie auch, beinahe in der Schützenlinie, während des ganzen Gefechts geblieben ist und von ihrem Führer mit Umsicht und Ruhe geleitet wurde. Mit ihrem Eingreifen wurde sofort eine Abschwächung des feindlichen Feuers bemerkbar. Völlig wurde dasselbe indessen

erst durch den letzten Infanteriesturm zum Schweigen gebracht, obwohl die Artillerie schließlich, was ich in Afrika noch nicht erlebt habe, sich verschossen hatte. Nach dem Sturme wurde bis zur jenseitigen Umfassung durchgestoßen und kam es hier noch zu einer wirksamen Verfolgungsfeuer auf die eilends verschwindenden schwarzen Gestalten, da das dortige Gelände ein besseres Schußfeld aufwies. Im übrigen verweise ich bezüglich der Einzelheiten des Gefechts auf den beifolgenden Bericht des Premierlieutenant v. Perbandt. (Anlage 2.)

Meine Anwesenheit bei der Avantgarde während des Vormarsches hatte es von selbst mit sich gebracht, daß ich zunächst in das Gefecht der Abteilung v. Perbandt mit hineingezogen wurde. Der schwere Stand, in den dieselbe sofort geraten war, sowie die mir vorläufig ungewiß erscheinende Haltung der verbündeten Hereros bewogen mich, bei dieser Abteilung zu bleiben.

Die Ausbeute des Sieges war groß, es wurden eine Menge Gewehre gefunden, etwa 3000 Stück Vieh nebst sechs Wagen erbeutet, dagegen an Gefangenen, wie dies bei den hiesigen Kriegen üblich, nur wenig Männer, aber zahlreiche Weiber und Kinder eingebracht. Von letzteren werden in der Umgegend noch jeden Tag gefunden. Die Weiber und Kinder der Khauas schicke ich bei Gelegenheit nach Windhoek, da ich die völlige Verpflanzung des Restes dieses Stammes dorthin ins Auge gefaßt habe. Die Khauas sind zweifellos am härtesten mitgenommen und sollen nach Aussage der Gefangenen nur noch 40 waffenfähige Männer besitzen. Beinahe sämtliche Vormänner des Stammes sind gefallen, unter anderen auch der Magistrat Jonas Fledermuis, den ich bereits vor zwei Jahren gefangen, aber wieder begnadigt hatte. Von der Kapitänfamilie ist nur noch Jakob Lambert übrig, ein Vetter des gefallenen Kapitäns. An diesen haben sowohl ich wie Witbooi die Aufforderung gerichtet, sich von den Hereros zu trennen und sich unseren Bedingungen zu unterwerfen. Auf diesen mittels eines gefangenen Khauas-Hottentotten abgeschickten Brief ist bis jetzt noch keine Antwort eingetroffen. Wie verblendet die Khauas in den Krieg gezogen sind, beweist, daß deren Vormänner bis zum letzten Augenblick die Hilfe Witboois und Simon Coopers in Aussicht gestellt haben. Die Gefangenen wollten daher an die Teilnahme des ersteren auf unserer Seite nicht glauben, bis ich ihnen den Kapitän selbst präsentierte. Witbooi ist zweifellos bis jetzt der bestverleumdete Mann im Schutzgebiete gewesen.



Berg-Damara (Kaffern).

Aber auch die Leute Rahimemas sind hart mitgenommen. Von ihnen haben wir etwa 30 Tote gefunden, darunter einen Bruder und zwei Söhne Rahimemas. Der erste Vormann des letzteren und selbständiger Werstbesitzer, Rajaëta, hat von fünf Söhnen drei verloren. Nach Aussage der Gefangenen soll Rahimema mit vier Begleitern, darunter einer verwundet, nach der letzten Wasserstelle in nordöstlicher Richtung, Klein Okahandya, geflüchtet sein. Doch liegen auch andere Aussagen vor, und habe ich daher hier zunächst Halt gemacht, bis die nach allen Seiten ausgeschieden Patrouillen und Spione bestimmte Nachrichten gebracht haben. Auf das Ungewisse mit der ganzen Truppe in das weite, wegelose und von hier ab nordöstliche wasserarme Land zu marschieren, würde geradezu zu einer Katastrophe führen können. Die Spuren der Geflohenen laufen nach allen Seiten auseinander, während auf die besten Merkzeichen, nämlich Wagenspuren, nicht mehr zu rechnen ist, nachdem uns hier die Wagen des Gegners in die Hände gefallen sind.

Ist nun auch der Feind schwer geschlagen, so kann der Krieg doch erst als beendet angesehen werden, wenn dessen Haupt in unseren Händen ist. Ob zu diesem Zweck noch einmal gefochten werden muß, möchte ich bezweifeln. Indessen leicht wird die Aufgabe doch nicht werden, und habe ich daher den Preis auf Rahimemas Kopf von 1000 auf 3000 Mk. erhöht.

Über die ferneren Absichten unseres zweiten Gegners, Nikodemus, habe ich bis jetzt noch nichts in Erfahrung bringen können. Er scheint sich in der Nähe von Tjetjo zu befinden. Die an ihn mit der Aufforderung, sich zu unterwerfen, dorthin gesandten Boten sind zurückgekehrt und haben von ihm Unschuldsbeteuerungen mitgebracht. Eine Rahimema nachgesandte stärkere Patrouille unter Hauptmann v. Estorff kehrt soeben zurück und hat dessen Entweichen in der Richtung auf Nietfontein festgestellt. Die betreffende Meldung lege ich abschriftlich in Anlage (3) bei.

Da Rahimema sonach ohne Werst ist und mit nur wenigen Begleitern geflohen scheint, ist er selbst zunächst zu einem unsaßbaren Gegner geworden. Ich habe daher beschloffen, mich gegen dessen zahlreiche Viehposten und dann gegen Nikodemus zu wenden, dessen Loyalitätsbeteuerungen ich vorläufig keinen Glauben schenke. Der Major Mueller wird mit den Ersatzmannschaften in etwa 14 Tagen in Djihanena=Seeis eingetroffen sein und werde ich denselben dann nach Umständen verwenden. Die Reste der Rhauas-

Hottentotten hoffe ich mit Hilfe Witbooi's zur friedlichen Unterwerfung zu bringen und sie für immer aus dieser Gegend zu verpflanzen.

Im ganzen ist der bisherige Verlauf dieses von feindlicher Seite heraufbeschworenen „Zwischenfalls“ als ein für uns durchaus günstiger zu betrachten. Die gemeinsame Feuertause, welche unsere, Samuel's und Witbooi's Leute erhalten haben, wird die besten Folgen zeitigen. Auf der anderen Seite aber ist es ganz gut, daß ein Teil der hochmütigen Hereros eine gründliche Abfertigung erhalten hat. Indessen auch unsere Verluste sind nicht gering.

Anlage 1.

Gobabis, den 29. April 1896.

Operationsbefehl.

1. Der Feind hat sich anscheinend getrennt. Nahimema soll sich bei Dwinki, Mikodemus nordwestlich davon in der Nähe von Tjetjo befinden, bei ersterem auch die Rhauas-Hottentotten.
2. Ich werde mich zunächst gegen Nahimema wenden.

3. Truppeneinteilung.

1. Avantgarde.

Premierlieutenant v. Verbandt,

3. Kompanie,
eine Abteilung Hereros.

2. Gros.

Rest der Abteilung v. Estorff,
eine Abteilung Hereros,
Artillerie-Abteilung.

3. Train.

Erste Staffel: 2 Karren, 1 Munitionswagen,

Zweite Staffel: Vizefeldwebel Bahlkampf, 6 Wagen.

4. Den Abmarsch der Avantgarde werde ich noch bestimmen.

Das Gros folgt auf etwa 1 Kilometer.

Die beiden Trainstaffeln schließen so nahe wie möglich auf.

5. 3 Proviantwagen bleiben verpackt und jederzeit zum Abmarsch bereit in Gobabis.
6. Ich werde zunächst an der Spitze des Gros, später bei der Avantgarde reiten.

Notiz. Der Weg führt in $1\frac{1}{2}$ Dohsentreck über Djimokanti, von da in drei Trecks nach Dwinke. Ein weiteres Ausweichen des Gegners soll nur nach Epikuro (nördlich) möglich sein, sofern derselbe es nicht vorzieht, sich östlich unter die übrigen Hereros zu mischen.
gez. Deutwein.

Anlage 2.

Bericht

über die Teilnahme der 3. Kompagnie an dem Gefecht bei Djudna am 6. Mai 1896.

Nach vollendetem Aufmarsch erhielt die Kompagnie den Auftrag, die auf dem feindlichen rechten Flügel gelegene Werst zu nehmen. Die Hereros sollten in der linken Flanke der Kompagnie vorgehen.

Die Kompagnie ritt mit Tagesgrauen durch ziemlich dichten Busch auf die Werst zu und befand sich plötzlich auf etwa 15 Schritt vor einem dichten und hohen Dornenkraal, der eine ungefähre Ausdehnung von 400 Meter hatte und ellipsenartig um die ganze Werst gezogen war. In dem Kraale, einem sogenannten Verteidigungskraale, befanden sich eine Anzahl Pontoks, vier Ochsenwagen und eine beträchtliche Menge Groß- und Kleinvieh. Ein Reiter machte mich zugleich auf einige schwarze Gestalten aufmerksam, die sich zwischen dem Vieh bei den Wagen und Pontoks zeigten. Auf diese gab ich zwei Revolverchüsse ab, ließ die Kompagnie abjagen und die Pferde zurück in den Busch führen. Die formierte Schützenlinie ging darauf sofort bis an die Dornenhecken vor und feuerte auf die feindlichen Hereros, welche aus ihren Verstecken das Feuer heftig erwiderten. Der Kampf, der von beiden Seiten sehr lebhaft geführt wurde, spielte sich während der ganzen Zeit auf der nächsten Entfernung ab, der am weitesten entfernte Wagen, aus welchem, wie auch aus den anliegenden Hecken, am längsten und mit den größten Erfolgen gefeuert wurde, war kaum 80 Meter von dem Standpunkte der Kompagnie entfernt. Gleich nach Beginn des Gefechts fiel der Reiter Graeber, sowie der Bastardsoldat Flor Smith und erhielt Lieutenant Helm zwei Schüsse, die ihn schwer verwundeten. Dr. Richter, der neben mir in der Schützenlinie lag und selbst zum Gewehr gegriffen hatte, verband die Verwundeten in der Schützenlinie im stärksten Feuer. Ich ließ nun, nachdem die Seitengewehre aufgepflanzt waren, den Kraal öffnen und ging in

die Werst vor, während die Kompagnie von drei Seiten beschoßt wurde. In diesem Augenblick erschien Major Leutwein, welcher die schwierige Lage der Kompagnie sah und sie dadurch zu erleichtern strebte, indem er von dem anderen Teile des Gefechtsfeldes zwei Geschütze herbeiholte, welche nun, dicht hinter der Schützenlinie, unter ihrem Führer, dem Premierlieutenant a. D. Hermann, die Werst heftig beschoßen. Nachdem das feindliche Feuer in der Front und in der rechten Flanke allmählich zum Schweigen gebracht war (mittlerweile hatten wir noch drei Verwundete: Unteroffizier Raschub, Gefreiter Lingershausen, welcher letzterer in der nächstfolgenden Nacht seinen Wunden erlag, und Kriegsfreiwilliger Schroeder), wendete ich mich gegen die linke Flanke, den vorerwähnten Wagen, aus dem immer noch Schüsse fielen, und wollte diesen mit Sturm nehmen. Der Herr Major ließ aber zuvor noch das Geschütz auf diesen einige Granaten abgeben, ordnete dann Schnellfeuer an, und ließ ich nun mit Marsch-Marsch, Hurra! die verdächtige Stelle nehmen. Der Herr Major schloß sich persönlich meiner Attacke an. Hiermit war die ganze Werst in unseren Händen, es wurde nur noch auf flüchtende Feinde im Vorterrain geschossen, dann die ganze Werst abgesucht und die Kompagnie gesammelt. Es war dies gegen 8 Uhr morgens.

Die Mannschaft hat sich während des ganzen Gefechts tapfer und kaltblütig benommen, besonders will ich hervorheben außer den Unteroffizieren und Leuten, die ich durch meine Vorschläge zu einer Auszeichnung nennen werde, den Lieutenant v. Zietzen, der fast während des ganzen Gefechts stehend in der Schützenlinie seine Befehle gab, trotzdem auf uns Offiziere am schärfsten geseuert wurde, da wir uns durch die blinkende Säbelscheide vor den Leuten auszeichneten. Alle Toten und Verwundeten fielen in unserer nächsten Nähe. Dem Major Leutwein wurde aus dem mehrgenannten Wagen ein Pferd unter dem Leibe erschossen; er war fast während des ganzen Kampfes bei der Batterie, bezw. dicht hinter der Feuerlinie der Kompagnie zu Pferde geblieben.

Vom Feinde fanden wir in dem Kraale in der nächsten Umgegend etwa 20 Tote, 4 Verwundete, mehrere Weiber und Kinder fielen in unsere Hände, ebenso das Vieh, die Wagen und einige Pferde.

Unsere Verwundungen waren alle sehr schwer und schienen zum Teil von Explosionsgeschossen herzurühren.

Es fielen:

1. Gefreiter Graeber,
2. = Lurgershausen (in der Nacht seinen Wunden erlegen),
3. Bastardsoldat Flor Smith.

Schwer verwundet:

1. Lieutenant Helm,
2. Unteroffizier Kaschub,
3. Kriegsfreiwilliger Gefreiter Schroeder: Weinbruch.
gez. v. Verbandt,
Premierlieutenant und Kompagnieführer.

Anlaae 3.

Dtyombinde, den 9. Mai 1896,
4¹/₂ Uhr nachmittags
(¹/₂ Reitstunde östlich Kl. Okahandya).

Meldung.

Die Spuren der Flüchtlinge deuten darauf hin, daß Rahimema nach Nietfontein weiter geflüchtet ist. Wahrscheinlich haben ihm die hier sitzenden Hereros das Wasser verweigert. Sie sind dann aber selbst wohl auf die Nachricht vom Gefecht bei Sturmfeld westlich abgezogen.

Wahrscheinlich ist ferner, daß nur noch ein kleiner Anhang bei Rahimema ist, daß auch die Zahl der Kinder, die er vor seiner Flucht auf Nietfontein abgeschoben hat, nicht sehr groß ist.

Ich glaube nicht, daß wir ihn selbst noch einholen würden, namentlich da die Pferde sehr schwach sind, bis Nietfontein aber soll es zweimal 24 Stunden zu reiten sein.

Daher werde ich heute Nachmittag 5 Uhr nach Sturmfeld aufbrechen.

In Sturmfeld werden die Pferde einige Zeit Ruhe haben müssen, es würde aber sehr wünschenswert sein, wenn jetzt schon gegen Mikodemus aufgeklärt würde.

Die Lage von Dtyombinde und Klein-Okahandya ist auf den Karten wohl um 50 Kilometer zu weit westlich angegeben, beide Plätze sind nordöstlich von Sturmfeld, dieses aber nord-nord-westlich von Gobabis.“

gez. v. Estorff.

Soweit der Bericht des Major Leutwein.

Bevor die 3. Kompagnie den Sturm auf die Werst unternahm, beorderte mich Major Leutwein zur Abteilung v. Estorff (1. und

2. Kompagnie), die noch heftig feuerte und unter öfterem lauten Hurra! Position um Position nahm, um Nachrichten über den dortigen Stand der Dinge einzuziehen. Nach scharfem Ritt von ungefähr 10 Minuten mit meiner braven „Amanda“ — so hieß meine kleine braune Stute, die ich schon auf der Nordexpedition geritten hatte — passierte ich die Handpferde und Bewachung derselben. Die Reiter der Abteilung waren also noch im Gefecht zu Fuß. Das Gewehrgeknatter nahm merklich ab, als ich im Trabe, hier und da einen Verwundeten antreffend, der Feuerlinie zustrebte. Kurz vor einem großen Viehkraale kam mir schon die Abteilung, Hauptmann v. Estorff als letzter und zu Fuß, entgegen. Ich erstattete an ihn meine Meldung und, einen Kompaß hervorziehend, sagte er in ruhigem Tone: „Melden Sie dem Herrn Major: Der Feind ist in nordöstlicher Richtung entflohen, auch Rahimema unter den Entkommenen. Die Versten sind genommen.“ — Um weitere eventuelle Befehle zu empfangen, sandte er einen Reiter mit, damit ich nicht noch einmal zurückzukehren brauchte.

Die Abteilung v. Estorff hatte zwei Tote: Lieutenant Schmidt und Unteroffizier Stagimus. Der Erste fiel an den Wasserlöchern, die zumeist von Rhauas besetzt gehalten waren. Mitten in tollstem Feuer richtete er sich auf, zog den Degen und sich halb nach hinten zu den Mannschaften wendend, wollte er zum Sturm kommandieren. Das Wort erstarrte ihm im Munde, von einer Kugel durchbohrt sank er in sich zusammen und war sofort tot. Seinen Degen gab man mir und nahm ich ihn mit zum Major Leutwein, der bei meiner Rückkehr schon mit der 3. Kompagnie in dem Viehkraale stand und die Mannschaften sammelte, während die uns verbündeten Hereros die Hütten nach Kriegsbente durchsuchten.

Samuel Maharero und sein Dolmetscher Schulmeister Wilhelm waren während der Dauer des Gefechts weit hinter unserer Schützenlinie und rief der Oberhäuptling, der ganz elend aussah, fortwährend: „Majora, Mistera!“ (Major, Herr!) Er meinte damit, wir sollten uns nicht den Kugeln aussetzen und dort hinkommen, wo er, ziemlich außer Schußweite, stand. Ein schönes Bild war es nicht, was er in seiner Verzagtheit abgab. Überhaupt hatten fast sämtliche uns verbündete Hereros wenig Mut bewiesen. Ein einziger Vormann, Rajata, mit einem preussischen Infanteriehelm auf dem Haupte (Schuppenkette hinten), that sich hervor und focht in der Feuerlinie. Herr Voigts, der Führer der Hereros, hatte Mühe, sie nur zusammenzuhalten. Allerdings konnten einige nicht recht

wirksam mitkämpfen, weil sie seitliches Gewehrfeuer von unserer Kompagnie erhielten. Doch im Gegensatz zu den der Abteilung v. Estorff beigegeführten Witboois, die gut diszipliniert, ohne Zaudern im dichtesten Gebüsch vorgingen, waren die Hereros zaghaft zu nennen.

Hauptmann v. Estorff hatte seine Abteilung und die Witboois zusammengerafft und war dem fliehenden Feinde gefolgt, doch ohne Erfolg, wie seine Meldung (Anlage 3) gezeigt hat.

Die 3. Kompagnie und der Stab waren indes beim Appell. So mancher Reiter und so manches Pferd fehlte. Verwundete hatte die Abteilung v. Estorff mehrere, darunter sehr schwer der brave Lieutenant Eggers, der einen Schuß durch die Brust hatte, ebenfalls sehr schwer die Unteroffiziere Mewes und Maschkewicz, Reiter Honscha und Sergeant Deubel.

Angeheuer viel Vieh geriet uns in die Hände und auch viele Stücke lagen verendet, zererschossen, manche noch zappelnd, in den Kraalen. Ein schnell bereitetes Hottentottenbeaf mundete trefflich und stärkte uns zu neuen Thaten. Die schwarzen eingeborenen Burschen waren nicht zu bewegen, Fleisch an diesem Tage zu essen. „Wenn schwarze Leute Blut vergossen haben und schwarzes Blut geflossen ist, dürfen wir kein Fleisch essen!“

Um ein Bild über die Ruhe, welche Major Leutwein im Gefecht wahrte, zu gewinnen, will ich eine launige Äußerung desselben nicht vorenthalten. — Bei dem Wagen, der später von der 3. Kompagnie gestürmt worden war, befanden sich einige Hereros resp. Ovabandheros, welche an dem Gefecht bei Gobabis am 5. April teilgenommen und von den gefallenen Braven der Attacke des Lieutenant Lampe Gewehre Modell 88 erbeutet hatten. Nach unserem Standpunkte piffen fortwährend Stahlkugeln, die kurz vor uns mit: „—pitsch—pitsch—sch—“ einschlugen. Auf das eigentümlich zischende Geräusch aufmerksam gemacht, meinte Major Leutwein lachend: „Na, was ist denn das für 'ne Sorte?“ — „Stahlpinte, Herr Major“, antworteten wir. „Dann sind dort auch im Wagen Gobabis'er Freunde, die müssen wir uns herausholen!“ — Doch kaum hatte er ausgesprochen, als sein „Max“, das Lieblingspferd, unter ihm zusammenzuckt und nach kurzer Zeit auch zitternd hinfällt, um zu verenden; „Max“ hatte „eine von der Sorte“. Die Hose des Majors streifend, war die Kugel vor dem Oberschenkel in die Brust des Pferdes eingedrungen und hatte ihm den Tod gebracht.

Major Leutwein war mit dem Verlauf des Gefechts zufrieden,

nur betrauerte er tief die Verluste. In Eile nahm auch er einen Imbiß und das Kommando „Aufsitzen“ folgte. Unter Zurücklassung der Wagen, des Viehes und einer starken Wachmannschaft bei dem Feldlazarett folgten wir den Spuren des Hauptmann v. Estorff. Nach einstündigem Ritte kam uns die Meldung desselben von Dnyombinde entgegen und kurz entschlossen machten wir Kehrt, um auf das Gefechtsfeld zurückzukehren.

Am Morgen des 7. Mai betteten wir unsere Toten in den steinigten Boden. Major Leutwein hielt eine Gedächtnisrede und unter den Klängen des Auferstehungsliedes fielen die harten Erdschollen auf die Gefallenen nieder. Auch an diesen Gräbern wurden schnell angefertigte Kreuze aufgesteckt und das Ganze mit einem dichten Kraale von Dorngebüsch umzäunt. Die feindlichen Toten (Verwundete wird man wohl nie finden, da sie, und auch noch viele Tote, meistens von den Überlebenden mitgeschleift werden), die Kadaver der Pferde und des Rindviehs wurden von den befreundeten Hereros verscharrt.

Nach dreitägiger Erholung traf durch eingefangene Rhauas-Hottentotten die Meldung ein, Rahimema wäre nach Osten zu geflohen mit einigen Hereros und fast allen Rhauas. Die Mutmaßung, derselbe sei nach Nietfontein geflohen, bewahrheitete sich also nicht. Mit allen Truppen machte sich Major Leutwein sofort auf den Weg, Rahimema zu fangen, nur die Wagen, unter und in denen unsere Verwundeten lagen, mit einer Besatzung zurücklassend. Am 13. Mai hatten wir Okapukero erreicht, wo Rahimema sitzen sollte. Kurz vor diesem Platze stieß der Hottentottenhäuptling Simon Kooper mit ca. 60 Reitern seines Stammes, die gelbe Klappen auf den Hüften trugen, zu uns, um ebenfalls am „Orlog“ teilzunehmen. War zwar voraussichtlich kein ernstlicher Widerstand seitens des Feindes mehr zu erwarten, so nahm doch der Landeshauptmann „die Simon Kooper'schen“ gern auf, denn sie konnten bei dem Zusammenholen von Vieh gute Dienste leisten. Ich war inzwischen als Sergeant der 3. Kompagnie zugeteilt, wo ich als Zugführer fungierte. (Am Tage nach dem Sturm am 6. Mai waren noch mehrere Mannschaften der Truppe „für ihr tapferes Verhalten vor dem Feinde“, wie die Parole sagte, ehrend befördert worden.)

Okapukero wurde vorsichtig umgangen, die Streitmacht verteilt, und die ganze Umgebung umstellt. Doch erwiesen sich die Vorsichtsmaßregeln als nutzlos, Rahimema hatte vorgezogen, seinen sterblichen Leib noch einmal zu retten. Die vorhandenen Spuren

deuteten weiter nach Osten und sollte nach Aussage der befragten Hereros nur noch eine Wasserstelle in dieser Richtung sein, da sich dann schon die Anfänge der Kalahari-Wüste bemerkbar machten.

Nach dreistündigem scharfen Ritte in sengender Mittagsglut erreichten wir, ohne geraset zu haben, glücklich den sogenannten letzten Wasserplatz: Dmukuruwaro.

In Zügen aufmarschiert standen die Kompagnien gefechtsbereit, um eventuell jeden Widerstand sofort mit den Waffen nutzlos zu machen. Der abgesandte Bote kam uns entgegen und brachte die Antwort des Kahimema auf den Brief, den Major Leutwein an ihn gerichtet hatte. — Gleich nach meiner Rückkehr zu der 3. Kompagnie am Gesechtstage, diktierte mir nämlich Major Leutwein nachstehende Zuschrift an Kahimema:

Otjunda, 6. Mai 1896.

An Kahimema!

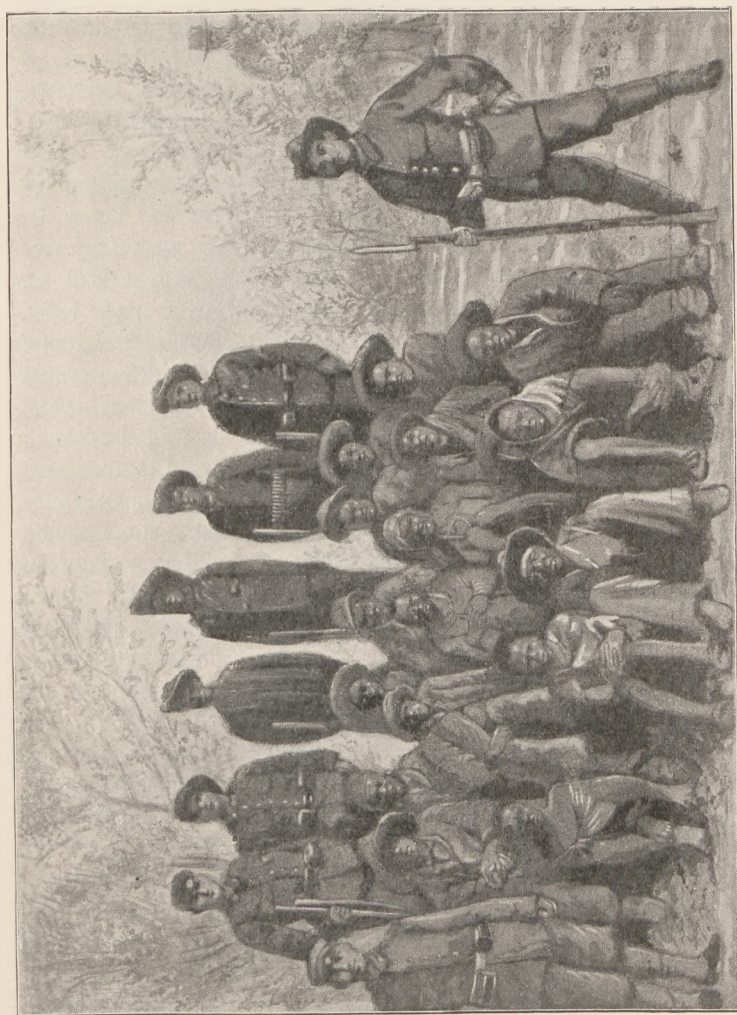
Wir, der Kaiserliche Landeshauptmann und der Oberhäuptling der Hereros, fragen bei Dir an, wie lange Du Deine Empörung fortsetzen willst. Wir haben den Krieg nicht angefangen; es ist daher auch nicht unsere Sache, aufzuhören. Wir werden erst aufhören, wenn Du uns Botschaft schickst, daß Du aufhören und Dich unserer Strafe unterwerfen willst.

gez. Leutwein.

gez. Samuel.

Kahimema ließ also hierauf sagen: „Ich will mich ergeben und dann sterben, denn ich bin nun alt genug.“

Die wenigen Hütten, die in Dmukuruwaro standen, befanden sich hinter einem Hügel jenseits der in das Kalkgestein eingegrabenen Wasserlöcher, die hier, wie im größten Teile des Hererolandes, an 10 Meter tief ausgehöhlt waren. Major Leutwein sandte den Dolmetscher Wilhelm und Gefreiten Hilzebecher zu dem Häuptling Kahimema und nach längerem Zögern entschloß sich endlich der letztere, zu der Truppe zu kommen und sich somit gutwillig gefangen zu geben. Nur noch vier getreue Hereros hatte er bei sich, alle waren mehr oder weniger schwer verwundet. Ein großer Trupp bewaffneter Khauas, doch meist ohne jede Munition, umgab ihn, als er, sehr gedemütigt, in das Lager kam. Die Khauas wurden natürlich sofort entwaffnet und Weiber und Kinder erhielten Fleisch, da sie sehr ausgehungert schienen. Die meisten Kochgruppen nahmen sich junge Khauas zu Dienern, auch wir hatten einen, den



Gefangene Dvabandherri nach dem Felzuge.

Sohn des Magistrats Fledermuis, der uns beim Holzholen und Wasserschöpfen sehr gute Dienste leistete. Unter den Rhauas-Kriegern befanden sich auch einige, in früheren Jahren entlaufene Gotten-totten vom Witbooi-Stamme. Kapitän Hendrik ließ sich diese vorführen und ihnen die Hosen abziehen. Dann bearbeitete sein Feldkornett Samuel Zzaak mit einer Milspferdpeitsche das Hinterteil der Deserteure und Räuber mit solchem Nachdruck, daß diese bei jedem Schläge (50 waren es bei jedem) krampfhaft zusammensuckten, denn sie schreien selbst bei wahnsinnigstem Schmerze nicht.¹⁾

Rahimema und die übrigen vier Hereros wurden abgefordert, gebunden und unter starker Bewachung mitten in das Lager der Truppen gesetzt. Nahrung mußten ihnen die frei umherlaufenden Rhauas-Weiber bereiten und verabreichen. Das Vieh, welches der flüchtige Häuptling mitgenommen hatte, sollte sich nach dessen Aussage in nördlicher Richtung befinden. Bizefeldwebel Bahlkampf wurde mit einigen deutschen und mehreren Witbooi-Reitern ausgesandt, das Vieh zu sammeln und nach hierher abzutreiben. Nach dreitägigem Harren brachte derselbe auch an 500 Stück Groß- und Kleinvieh und Major Leutwein beschloß, zumal in Omukuruwaro das Wasser sehr knapp wurde und die Expedition auch als erfolgreich beendet betrachtet werden konnte, nach Sturmfeld-Otyunda zurückzukehren und von da aus Nikodemus zu verfolgen. Während unserer Abwesenheit hatten sich bei dem Lagerkommandanten Stabsarzt Dr. Richter viele Rhauas-Krieger, Weiber und Kinder freiwillig gestellt und wurden diese festgesetzt. Auch der Platz selbst war von allen Kadavern gereinigt und sah bedeutend wohnlicher aus als am Kampftage. Major Leutwein ließ daher noch drei Masttage, vom 19.—22. Mai festsetzen und sandte Boten und Pfadfinder, auch Spione aus, die übrigen Hereros und ihre Viehposten auszukundschaften. Am 21. Mai stellte sich freiwillig der Werftkapitän Rahikaheta und fünf Hereros oder Ovabandyerus. Alle meinten, sie seien bereit zu sterben, da sie nun doch arm seien und keine Ruhe mehr hätten. Deselben Tages lief eine Meldung des Distriktschefs Schwabe von Okahandya ein, wonach Nikodemus dort angekommen war und sich bei seinem Stiefvater Au Niarua aufhalten sollte. Diese Nachricht war entscheidend für den sofortigen Ausbruch nach Okahandya. Während die schon sehr gut geheilten und transportfähigen Kranken und Verwundeten unter starker Bewachung und unter Mitnahme

¹⁾ Ein Beweis, was die Eingeborenen von der Prügelstrafe halten.

des erbeuteten Viehes und des Restes des Rhauas-Stammes direkt über Gobabis nach Windhoek überführt wurden, ritten wir, nunmehr mit den Simon Kooper-Hottentotten zu einer ca. 500 Mann starken Truppe angewachsen, über Okandjesu nach Okahandya zu. In ersterem Orte begrüßte der Landeshauptmann den mächtigen Hererohäuptling Tjetjo (Tschitschu), der den Vertrag nicht gebrochen und deutschfreundlich geblieben war.

Eine kleine Strecke vor Okandjesu feierten wir das Pfingstfest im Feldlager. Man wird sich sagen, es ist doch wohl unmöglich, dort ein echtes, rechtes Pfingsten zu feiern? — doch irrt man sich.

Wir hatten ja unsere Kapelle, die auf einem freien Platze in der Mitte des Lagers nachmittags konzertierte. Wir hatten auch unser Diner. Menu: Bouillon in Kochgeschirrdeckeln, dicken Wasserreis und Schmorfleisch mit süßsaurer Sauce, Kaffee und Kuchen. Letzterer, ohne Rosinen, Eier und Butter, nur aus Mehl, Talg und Zucker mit Sauerteig gebacken, schmeckte uns ganz gut. Auf der Erde lang ausgestreckt, das kurze Pfeifchen im Munde, lagen wir und lauschten den Klängen der heimatischen Weisen.

Von Deutschland aus waren in dieser Zeit 400 Mann abgesandt, die uns (natürlich kamen sie zu spät) helfen sollten, die Ovabandherus zu zähmen. Major Mueller war auf dem Wege zu uns, wurde jedoch beordert, umzudrehen und nach Okahandya zurückzukehren, wo er Mikodemus in festen Gewahrsam setzen sollte, damit dieser nicht wieder entinnen konnte.

Am 29. Mai passierten wir Otyohangwe und eine große Freude wurde uns hier. Drei Wagen aus Windhoek waren, bis oben voll gepackt, von den dort ansässigen Weißen mit Liebesgaben für die Sieger im Felde beladen worden. Welchen Eindruck diese Wagen und ihr Inhalt auf uns machten, läßt sich denken. Mit Jubel begrüßten wir den glücklichen Gedanken, den die Ansiedler gehabt hatten. Sofort ging es ans Auspacken und Verteilen der Gaben. Tabak, sogar Zigarren, Cognac, Wein, Sauersehe Würste, Rum, Pfeifen, Messer u. a. m. kam da zum Vorschein, und noch heute bewahre ich die erwischte Liebesgabe — eine kleine Pfeife — auf. Festliche Gelage mitten im Felde wurden veranstaltet, bis tief in die Nacht hinein brannten die Lagerfeuer und das Singen wollte kein Ende nehmen. Wir waren alle zufrieden und glücklich und bedauerten nur, nicht noch einige Gefechte in Aussicht zu haben, denn der Kriegszug neigte sich allem Anschein

dem Ende zu. — Der schlechten Futterverhältnisse wegen erreichten wir, nach einigen Gewaltritten über Dizeazu, am Morgen des 3. Juni 1896 Okahandya. Vor dem festlich geflaggten Dorfe sammelte der Landeshauptmann alle Mannschaften und im Rottenparademarsch unter klingendem Spiel rückten wir ein, die Geschütze an der Queu. Major Mueller mit den neuen Mannschaften paradierte am Missionshause und wir defilierten an der Fußmannschaft vorbei, in unser Lager. Eine achttägige gründliche Ruhe auf dem schönen grünen Rasen Okahandyas stärkte unsere ermatteten Körper.

Ich sollte indes wenig Ruhe finden. Schon am 4. Juni begannen nämlich die Verhandlungen gegen die Hochverräther Nikodemus und Rahimema, bei denen ich mit dem Bezirkschreiber Wiedorn abwechselnd protokollieren mußte.

Die Beweiserhebungen brachten nur Belastendes für den immer und immer leugnenden Nikodemus. Fast kindisch benahm sich dieser einst mit so großer Frechheit und Dreistigkeit auftretende Ovabandjeru-Häuptling. Am Boden sitzend, blickte er jeden mit stehender, erbärmlicher Miene an, seine Unschuld beschwörend. Rahimema dagegen war gefaßt. Immer ruhig, erzählte er von den Plänen, die er im Verein mit Nikodemus ausgeheckt hatte, um die Schutztruppe zu vernichten und sich so der Aufsicht zu entziehen, die dieselbe ausübte.

Auf Grund der Hauptverhandlung am 9. Juni konnte als thatsächlich feststehend betrachtet werden, daß Rahimema und Nikodemus im Verein mit dem gefallenen Rhauas-Hottentottenhäuptling Eduard Lambert den Plan gefaßt hatten, die Station Gobabis zu überfallen und die Besatzung niederzumachen. Der moralische Mut fehlte ihnen wohl hierzu doch, und die Rhauas glaubten nun den Moment gekommen, einen Überfall auszuführen, als Hauptmann v. Estorff von Windhoef aus mit seinen 50 Reitern gegen Gobabis anrückte. Am Ostersonntag fand derselbe denn auch statt und die immer noch etwas zaudernden Hereros wurden erst zum Angriff getrieben, als die Hottentotten, die ja zurückgeschlagen waren, ihnen vorsunkerten, „die Deutschen sind nun gleich kaput, kommt nur schnell und macht sie ganz alle!“ Nikodemus war bei dem Überfalle selbst gesehen worden, kenntlich an einem ihm vom Lieutenant Lampe seinerzeit geschenkten Truppenhute. Aus Feigheit war er aber bald von dem Kampfplatz verschwunden und hatte sich in eiliger Flucht zu dem mächtigen Tjetjo begeben, dessen Hilfe hoffend. Dieser aber sandte den gebrochenen und traurigen Feigling



Hpt. v. Sahl Hpt. v. Sahl Hpt. v. Sahl Hpt. v. Sahl Hpt. v. Sahl

Evangeliker-Gaupfing „Klobennus“.

weiter nach Okahandya zu dessen Stiefvater Nu-Kiarua, der ihn in den Verhandlungen immer nur anbrummte und anstieß mit den Worten: „Du lügst, Du bist schuldig, Du wirst sterben müssen, das ist alles! (Opuo!)“. Rahimema hatte nach dem verunglückten Überfalle noch in dem Gefecht bei Siegfeld teilgenommen, war dort am Arm verwundet und hatte sich eiligst zu dem befreundeten Werftkapitän Rahifaheta geflüchtet, diesem vorredend, die Deutschen kämen und machten alles nieder, was ihnen unter die Hände käme. Dieser setzte sich daher in Otyunda durch seine hohen Kraale in Verteidigungszustand.

Von der Annäherung der deutschen Truppenmacht am Morgen des 6. Mai hatten sie keine Ahnung. Zwar hatten sie einen Schnarrposten ausgestellt, der aber konnte nicht so schnell laufen und kam, da wir immer im Trabe blieben, fast zugleich mit uns bei den Werften an. Von unserer Seite — aus dem Revolver des Hauptmann v. Verbandt — fiel der erste Schuß. Wir hatten sie richtig überrascht, sonst hätten wir einen noch schwereren Stand gehabt, als ohnehin. Im allgemeinen ging das Urteil der Gefangenen dahin aus: „Wir Deutsche seien keine Menschen, wir achteten nicht auf Kugelregen, Kirri oder sonstige verderbliche Waffen, sondern stürmten drauf los. Wir seien wie Löwen. Wenn wir schossen, könnte kein Mensch von ihnen ans Laden denken, so dicht wie Regen hagelte die zischende Stahlpinte.“

Am 10. Juni wurde den Geschworenen, zwei Weißen und zwei Schwarzen (Anklagebehörde: Premierlieutenant Regierungsrat v. Lindequist) vom Vorsitzenden Major Mueller die Schuldfrage betreffs Rahimema und Mikodemus vorgelegt und von diesen bejaht.

Das Urteil lautete:

„Das am 10. Juni zu Okahandya zusammengetretene Kriegsgericht hat zu Recht erkannt, daß die Häuptlinge Mikodemus und Rahimema des Hochverrats im Kriege schuldig und daher mit dem Tode zu bestrafen seien.“

gez. v. Lindequist.

gez. Mueller.

Dasselbe wurde dem Kaiserlichen Landeshauptmann Major Leutwein zur Genehmigung unterbreitet und von diesem bestätigt. Unterm 12. Juni erging vom Major Mueller folgende Verfügung:

„Nachdem das Erkenntnis die Bestätigung des Landeshauptmanns gefunden hat, ist dasselbe heute zu vollstrecken.“

Als übliche letzte Gnade erbaten sich die Delinquenten Wein, der ihnen verabreicht wurde. Ein gewissenloser Kriegsfreiwilliger hat hierzu Veranlassung gefunden, kürzlich in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, „daß es gewiß nicht schön ausgesehen habe, die betrunkenen Häuptlinge zum Nichtplatz geschleift und erschossen zu sehen.“ Diese Bemerkung ist durchaus unwahr, denn die Häuptlinge waren keineswegs betrunken; allerdings waren sie benommen, was man ihnen aber bei einem „solchen Gange“ nicht verdenken kann. Bei Nikodemus war es vollständige Zerknirschung und Angst vor dem Tode, die ihn schlaff machten. Außerdem aber sehe ich darin nichts Unchristliches, denn der alte Herr Missionar Wiehe hatte Nikodemus vorher die Segnungen der christlichen Kirche, den Trost Gottes gebracht. Rahimema war Heide.

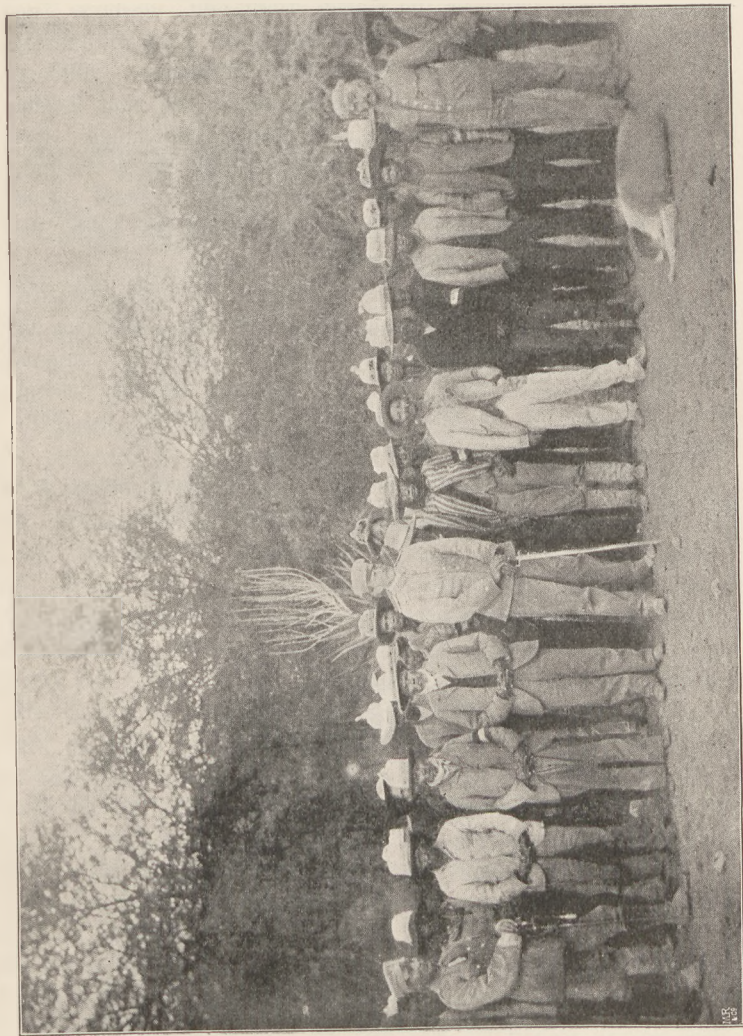
Auf einer mit Ochsen bespannten Karre, unter Eskorte der Kompagnie v. Estorff, wurden die Verurteilten von der Feste aus nach dem jenseitigen Ufer des Schwachhaub gebracht. Das ganze Feldlager war dabei alarmiert, um bei etwaigen Ausschreitungen seitens der zahlreich am Platze anwesenden Hereros eingreifen zu können. Für jeden Delinquenten war eine Sektion von 1 Offizier, 1 Unteroffizier und 7 Mann gestellt worden, die die Exekution vollziehen sollten. Am Fuße einer steilen, klippigen Anhöhe, unweit des „Kaiser Wilhelm Berges“ trachten zwei Salven und hallten in den Höhenzügen donnernd nach — — — Nikodemus und Rahimema hatten geendet.

Die übrigen Gefangenen hatten langjährige Festungs- oder Zuchthausstrafen erhalten. Außerdem aber mußten sämtliche Verurteilte hohe Kriegskontributionen, bestehend in Groß- und Kleinvieh, entrichten. So mancher von den Gefesselten atmete erleichtert auf, als er hörte, daß er leben durfte, denn bei den Hereros ist es Sitte, jeden im Kriege gefangenen Feind zu töten. — Am folgenden Nachmittag wurde der Ausbruch und Abmarsch nach Windhoek befohlen, der Kriegszug war hiermit beendet. Mit 150 Mann deutscher Kerntruppe hatte Major Deutwein gegen zehnfache Übermacht siegreich gekämpft, eine Menge Beute an Vieh und Wagen gemacht und dem deutschen Namen von neuem wieder den alten guten Klang verschafft. Die Hereros waren überzeugt, daß das Deutschtum sich nicht leicht überwältigen und auslöschen ließ. Die deutschfreundlichen Hereros hießen das Vorgehen des Landeshauptmanns gut, und waren gleichzeitig gewarnt vor ähnlichen Unternehmungen, wie sie Nikodemus und Rahimema gewagt hatten. Nicht

wenig fiel hierbei das große diplomatische Geschick des Major Leutwein, einen Stamm (oder Race) gegen den andern auszuspielen, und die beobachtete Politik gegen Witbooi und die übrigen Hottentottenstämme, ins Gewicht. In dem Kaiserlichen Landeshauptmann Major Leutwein und dessen gleichmächtigem Stellvertreter und Rechtsbeistand Regierungsrat v. Vindequift besitzt die Kolonie zwei Männer, die, wohl unerseßbar, das Schutzgebiet trotz aller Wirren und Unruhen hoch halten und zu einem großen Auswanderungsgebiet für deutsche Reichsangehörige umwandeln werden. Beliebt bei jung und alt, arm und reich, schwarz und weiß, geachtet und — von den Eingeborenen — zugleich gefürchtet, verdienen sie den Lorbeer des Dankes und der Anerkennung für ihre Kriegs- und mehr noch für ihre Friedensarbeiten. Mögen sie dem Schutzgebiet noch lange erhalten bleiben.

Unser Einzug in Windhoek am 15. Juni 1896 gestaltete sich zu einer großartig-schönen Feier. Schon in Bockisdrai, einer halben Stunde vor Windhoek, begrüßten uns Kavalkaden von Ansiedlern und deren Frauen. Von einem links am Wege liegenden hohen Berge her donnerte, als wir in Windhoek anlangten, Böller auf Böller. Die kleine Besatzung der Feste stand unter Kommando des Lieutenant v. Zülow, mit präsentiertem Gewehr Spalier bildend, links und rechts vor einer Ehrenpforte, die laubumwunden, mit Emblemen und Sinsprüchen versehen, am Eingange von Windhoek errichtet worden war. Hinter derselben eine Tribüne, von der Ehrenjungfrauen und Kinder in weißen duftigen Hüllen Blumen und Sträußchen auf die Truppe warfen. An jedem Kaufhause waren große Transparente mit Inschriften, wie „Heil den Siegern von Gobabis, Sieg- und Sturmfeld“ und ähnliche, angebracht. Man kannte Windhoek kaum wieder in diesem bunten Schmuck. Der Zug bewegte sich die Hauptstraße entlang, dann am Garnisonslazarett hinauf, wo uns die schon wieder „wohlauf“ am Fenster stehenden Verwundeten begrüßten und nahm vor der ebenfalls festlich geschmückten Feste im Karree Aufstellung. Hoch geehrt durch solchen prächtigen Empfang vermochte Major Leutwein der aufsteigenden Nührung kaum Herr zu werden und man hörte bei dem „Hoch auf Seine Majestät den Kaiser“, das enthusiastisch aufgenommen wurde und von den Eingeborenen nachgerufen ward, die große Erregung heraus, welche sich des Majors und Kaiserlichen Landeshauptmanns bemächtigt hatte.

Ein jeder sorgte für sein Pferd, suchte dann sein Heim auf,



Witbooi- und Simon Cooper-Gottentollen.

um sich von dem monatelangen Reifestaub gründlich zu säubern und eilte dann in die Stores, denn heute ging es hoch her. Wer möchte dies nach den ausgestandenen Strapazen der Schutztruppe verargen, wenn sie sich einmal gehen läßt. Mehrere Tage dauerten die Kompagnie- und Privatfestlichkeiten, an denen auch die Witbooi- und Simon Kooper-Hottentotten teilnahmen. Witboois und deutsche Soldaten, einst die ärgsten Feinde, sah man beisammen — — ein Werk des Kaiserlichen Landeshauptmanns. Erst nach einigen Wochen ritten die Witboois nach ihrem Wohnsitz Gibeon ab, mit Vieh und einem Wagen reichlich beschenkt. Auch Simon Kooper und Samuel Maharero hatten für ihre Leute Vieh und je einen erbeuteten Wagen erhalten.

Für Major Mueller blieb die Nachlese; er suchte das Vieh der beiden erschossenen Häuptlinge Mikodemus und Rahimema im östlichen Hererolande zusammen und löste die schwierige Aufgabe auch sehr bald, denn schon im August konnten mehrere Tausend Stück Rindvieh an die Ansiedler öffentlich meistbietend in Seeis (nordöstlich von Windhoef) verkauft werden.

In demselben Monat sprach man in Windhoef davon, daß sich die Frau des Mikodemus aus Gram entleibt hätte.



X.

Vorbereitungen zur Reise nach Deutschland.

Nach völliger Erholung von den Anstrengungen des Feldzuges trat ich meine Stellung als Gerichtsschreiber wieder an, bezog auch meine alte Wohnung in der Landeshauptmannschaft. Zahlreiche Termine in Zivil- und Strassachen waren wegen der Unruhen nicht erledigt worden und hatte ich alle Hände voll zu thun, die Parteien zu laden und zu benachrichtigen.

Im August verhandelten wir eine äußerst gemeine Mordthat. Ein Kaffer hatte nämlich unweit Aris, zwischen Rehoboth und Windhoek, einen Hottentotten wegen eines kleinen Streites in ein mit trockenem Gras gefülltes Loch gesperrt und dasselbe in Brand gesetzt, um den Hottentotten zu verbrennen. Doch glücklicherweise konnte sich der dem Tode Geweihte noch flüchten. Kurz darauf hatte derselbe Kaffer eines alten Kochtopfes wegen mit einem anderen seines Stammes abermals einen Streit, wobei er den Gegner mit einem Steine einfach totschlug. Ein hinzugekommener dritter Kaffer, ein Schwager des Mörders, der versucht hatte, den Streit zu schlichten, wurde von letzterem so mit einem Knüppel bearbeitet, daß er schon nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab. Lange danach erst konnte man des Totschlägers und Mörders habhaft werden und in der stattgehabten Hauptverhandlung legte er ein volles Geständnis ab, nicht reuig, auch nicht frech, sondern einfach hin erzählend, als ob es sich um einen Bock handle, den er geschlachtet habe. Wegen versuchten Mordes, vorsätzlichen Mordes und wegen schwerer Körperverletzung mit tödlichem Ausgange wurde er zum Tode und insgesamt 20 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die Exekution erfolgte bei Windhoek im Beisein des Kaiserlichen Richters Regierungsrat v. Lindequist und vieler Zuschauer. Eine Gewehrsalve brachte den Verurteilten in das Jenseits.

Auch Hendrik Witbooi nahm an einer Verhandlung als Beisitzer teil. Der Bursche des Lieutenant Lampe, der damals bei

Rietfontein seinen Herrn verlassen hatte und zu den Khausas übergegangen war, saß auf der Anklagebank wegen Landesverrats. Interessant waren die Ausführungen, die Hendrik betreffs des Vergehens des ehemaligen Dieners machte: „Herr“ — meinte er in holländischer Sprache zu dem voritzenden Richter v. Lindequist



Hauptling Hendrik Witbooi mit seiner Familie.

„der Mann ist noch jung“ — er war 18 Jahre alt — „noch ein Kind, mit der Peitsche durchprügeln, wäre das beste, doch wir stehen nun einmal unter deutschen Gesetzen und so mag der Herr machen wie er denkt, doch bitte ich, recht milde zu urteilen.“ — Mit achtjähriger Zuchthausstrafe wurde der ehemalige Diener be-
dacht und zum Austritt seiner Strafe abgeführt.

Vom Auswärtigen Amte war in dieser Zeit eine Verfügung erlassen worden, wonach alle Invaliden der Schutztruppe unverzüglich entlassen und auf Wunsch sofort nach Deutschland zu befördern waren. Ich entschloß mich zu letzterem und traf Anstalten, meine Sachen in Ordnung zu bringen. Ungern sahen mich der Kaiserliche Landeshauptmann und der Regierungsrat scheiden, da ich mich nun einmal eingearbeitet hatte in die mir übertragenen Geschäfte. Ich erlebte noch die Freude, die mit dem 1896er Transport angekommenen Kameraden meines Regiments aus Potsdam zu sehen — wenigstens zwei davon. So mancher beneidete mich, daß ich zur Heimat zurückkehren durfte, trotzdem ich, wenn mich nicht Familienverhältnisse gezwungen hätten, gerne in Windhoek geblieben wäre. Dies schließt natürlich nicht aus, daß ich mich trotzdem auf das Wiedersehen in der Heimat freute.

Mit mir gingen noch sieben Invaliden und ein Urlauber nach Deutschland. Die Reise versprach also interessant zu werden. Meine Sachen hatte ich den schon immer nach Swakopmund abreisenden Kameraden mitgegeben, da ich noch meine Geschäfte übergeben mußte.

Am 17. Oktober nahm ich unter Thränen Abschied vom lieben alten Windhoek und den mir lieb gewordenen Ansiedlern und Kameraden und ritt abends nach Swakopmund ab, da der Dampfer am 1. November erwartet wurde. Feldwebel Heller, Polizeisergeant Schmidt, Bürobeamter Wiedorn und Ansiedler Tünschel gaben mir über eine Stunde weit das Geleit; beim Abschied in den Brakwaterschen Bergen (Zams) knackten wir die vom Regierungsrat v. Lindequist mir geschenkte Flasche Champagner und mit ehrlich gemeintem Händedruck schieden wir. Sie riefen mir noch ein dreifach „Hoch“ nach.

In allen am Baiwege liegenden Polizei- und Pumpstationen gut bewirtet, langte ich am dritten Tage in Otjimbingwe an. Die Nacht vorher hatte ich noch ein eigenes Erlebnis. Ich hatte abgefattelt und das Pferd war, gespannt, Gras suchend, fortgelaufen. Um mich zu stärken zu dem letzten Ritte nach Otjimbingwe, legte ich mich zum Schlafen nieder, wurde jedoch bald wieder durch Pferdegetrappel geweckt. Zwei Ansiedler von Otjimbingwe, auf der Reise nach Windhoek begriffen, waren es, die hier nun auch Raft machen wollten. Wir gingen zusammen Holz suchen, um uns ein Feuer anzünden zu können. Ich hatte von meinem Sattel aus kaum fünf Schritte gethan, als ich dicht neben mir eine fast



Berg-Damara (Kaffer)-Weib.

3 Meter lange graue Schlange gewahrte. Ich sprang sofort zurück, um mir meinen Revolver zu holen und das Reptil zu töten. Durch das Geräusch erschreckt, war die Schlange aber bei meiner Rückkunft schon entwichen. Wie leicht hätte sie mich im Schlafe überrumpeln können, wenn die beiden Reiter nicht gekommen wären.

In Dymbingwe rastete ich drei Tage und besuchte noch einmal alle mir lieb gewordenen Plätze und Leute. Der Kaufmann D. Nizsche gesellte sich, als ich abritt, mir bei und trabten wir lustig der Küste zu, die wir, und damit Swakopmund, am dritten Tage abends erreichten. Kaum wiederzuerkennen war aber die Rhebe und der Landungsplatz Swakopmund. Während 1894 einige wenige Wellblechbaracken dort standen, sah ich jetzt an 25—30 Häuser, aus Holz und Wellblech. Die Truppe hatte an acht Häuser; die Stores: Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft, Boysen & Wulff, Wecke & Voigts, Ehrhardt & Schulz, Mertens & Sichel; die Speisewirtschaften von Bahr und von Heinemann; das Zollhaus, eine Privatvilla des Dampferbesizers Lieutenant a. D. Troost, das Handelshaus der deutschen Kolonialgesellschaft, eine kleine Feldbahn, Schuppen des Landungsagenten Koch aus Walfischbai; alles war neu entstanden seit der Zeit, wo ich Swakopmund zuerst betreten hatte.

Zubelnd empfangen von allen an der Küste anwesenden bekannten Kameraden der letzten Transporte, schleppte man mich sofort zu Heinemann, wo Essen und Trinken meiner wartete.

Major Leutwein war, von einer Reise nach Outjo zurückkehrend, ebenfalls in Swakopmund anwesend. Die drei Wochen, welche wir nun am Strande verlebten, der Dampfer kam erst am 6. November und löschte über acht Tage, füllten wir mit Strandpromenaden und Rutschpartien auf der Feldbahn, die wir ja lange, lange nicht gesehen hatten, aus. Viele Stunden, unvergessliche Zeiten, verlebten wir hier am Strande von Swakopmund, bis uns am 19. nachmittags der Dampfer aufnahm. „Melita Bohlen“ von der Boermann-Linie sollte uns der zweiten Heimat entführen.

Major Leutwein hatte uns am 17. November bei seiner Abreise von der Küste nach Windhoek noch einmal herzlich die Hand geschüttelt und uns das beste wünschend Lebewohl gesagt.

Ehe ich nun Deutsch-Südwest-Afrika verlasse, will ich noch versuchen, über die Einteilung der Schutztruppe und des Landes ein kleines Bild zu entwerfen.

Das ganze Gebiet untersteht der Kaiserlichen Landeshaupt-

mannschaft und ist in Bezirkshauptmannschaften eingeteilt, diese wieder zerfallen in Distrikte und die einzelnen Polizeistationen sind den letzteren direkt unterstellt.

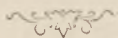
Im südlichen Teil, dem Namaqua-Lande, bestehen die Bezirkshauptmannschaften Keetmanshoop (Bezirkshauptmann Assessor Golinelli) und Gibeon (Bezirkshauptmann Premierlieutenant a. D. v. Burgsdorff), in der Mitte Dtyimbingwe und Windhoek (erstere: Bezirkshauptmann Assessor Fischer, zweite: Bezirkshauptmann Regierungsrat v. Lindequist, stellvertretender Landeshauptmann) und im Norden endlich die Bezirkshauptmannschaft Dutyo (Bezirkshauptmann: Hauptmann v. Estorff). Distriktschefs wechseln häufig und führe ich sie darum nicht mit auf.

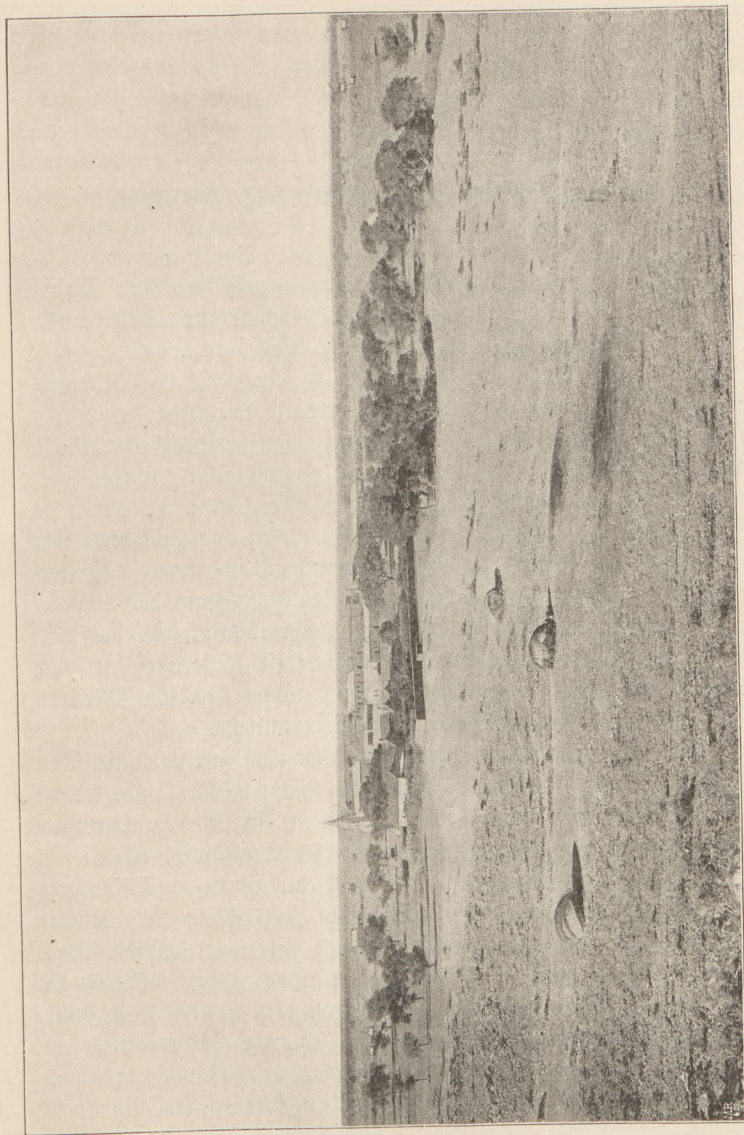
Im Süden liegen die Distrikte: Bethanien, Warmbad, Keetmanshoop, Gibeon; im mittleren Teile und Norden: Dtyimbingwe, Swakopmund, Okahandya, Windhoek, Gobabis, Dutyo und Grootfontein.

Die wesentlichsten Militärstationen von Süden nach Norden sind: Warmbad, Uhabis, Ukamas, Nietfontein¹⁾, Bloemfontein, Angra Pequena, Bethanien, Keetmanshoop, Bersaba, Grootfontein²⁾, Gibeon, Marienthal, Gokhas, Hoathanas, Rehoboth, Nauchas (Pferdegestüt), Sakamas, Kowas, Mais, Gobabis, Kaukarus, Nietfontein³⁾, Hohevarthe, Windhoek, Ongeama, Seeis, Brakwater, Arritarrikas, Okapuka, Dtyizeva, Gr. Barmen, Sneyrivier, Quaipütz, Dtyimbingwe, Tsaobis, Salem, Usab, Heigamkhab, Nonidas, Swakopmund, Okahandya, Omaruru, Okombahe, Dtyosondyupa, Dutyo, Franzfontein, Grootfontein⁴⁾.

Auf allen diesen Stationen sind Mitglieder der Schutztruppe von 1—20 und mehr Mann als Polizisten verteilt; wenn keine Reise stattfindet, ist in Windhoek außerdem die Feldtruppe in Stärke von etwa 100—150 Mann anwesend, die in der geräumigen Feste Unterkunft findet. Patrouillenritte, Postverbindungen halten, Polizeiverordnungen überwachen, Wagen revidieren u. s. w. sind die Dienstobliegenheiten der Besatzungen neben Garten-, Haus- und Wegebau.

1) Namaland. 2) Namaland. 3) Kalahari. 4) Damalaland.





Beetsmanshoop in Namalande.

Unsere Heimreise auf Melita Bohlen.

Also der 19. November sah uns an Bord der Melita Bohlen, um 10 Uhr abends klang das monotone „Anker up!“ und die Schraube wirbelte die salzige Flut zu Schaum. Die Lichter von Swakopmund schwanden bald, ein wehes Gefühl, etwas wie Heimweh, beschlich uns alle, weshalb wir uns zeitig zur Ruhe niederlegten. Raam hatten wir vollauf während der Reise, nur ließ manchmal die Beföstigung zu wünschen übrig, doch machten wir uns nichts daraus, denn wir lebten in Gedanken schon in Hamburg und Berlin. Das Stampfen und Schlickern that uns wenig und wenn wir wirklich manchmal so etwas wie Seefrankheit verspürten, nahmen wir einen kleinen Zug aus der Cognacflasche und vor allen Dingen aßen wir recht tüchtig, was das beste Mittel gegen diese unvermeidliche Krankheit ist. Die Seefahrt sollte voraussichtlich acht Wochen in Anspruch nehmen, da die „Melita“ alle bemerkenswerten Plätze der Westküste anlies.

Am vierten Tage landeten wir in Benguela, zur portugiesischen Provinz Angola gehörig. Zahlreiche Hammerfische und andere Gaie umschwammen unser Schiff im Hafen, in dem ein portugiesischer Kreuzer vor Anker lag. Mit des Kapitäns Zolle ließen wir uns ans Land bringen, um die Niederlassung zu besichtigen. Eine eiserne Landungsbrücke war wohl 200 Meter in die See hinausgebaut. Was uns zuerst ins Auge fiel, war, daß die Vegetation schon hier an der Küste ihren Anfang nahm, während sie in Südwest-Afrika erst mehrere Meilen nach dem Innern zu beginnt.

„Saubere Straßen, portugiesische schwarze Truppe mit sehr veralteten Gewehren, eine ziemlich zerfallene Festung, verrostete Strandbatterien, sich tragen lassende verlebte Portugiesen, Bananen- und Palmengewächse, reger Handel vom Innern, unsaubere Häuserfassaden“ — notierte ich gleich nach der Rückkehr an Bord in mein Notizbuch und will nichts hinzufügen.

Am 24. desselben Monats erreichten wir S. Paola de Loanda, die Hauptstadt Angolas. Einen großartigen Hafen mit natürlicher Mole (Landzunge), zahlreichen Bojen und einem Trockendock, mehrere Kriegsschiffe und Frachtdampfer und am Land zahlreiche Befestigungen, wenn auch zum Teil zerfallen, fanden wir hier ganz unerwartet vor. Früh am andern Morgen machten wir uns auf, die Stadt zu besuchen. Die kleine Dampfpinasse brachte uns an einen primitiven Landungssteg und wir trotteten, von Schweiß triefend, drei Stunden lang in dem Orte umher, dem Santa Cruze auf Teneriffa ähnelnd. Wenig Wert scheinen die Portugiesen überhaupt auf ihre Wohnräume und Häuser zu legen, denn wie in Benguela waren auch hier die Fassaden schmutzig, die Läden verstaubt und unordentlich. Zwei deutsche Landsleute gesellten sich zu uns und waren hoch erfreut, Deutsche sehen und deutsche Zungen hören zu können, denn sie waren außer den Inhabern des deutschen Bank- und Warenhauses Wege & Engstetter die einzigen Deutschen in S. Paola de Loanda.

Die uns begegnenden weißen portugiesischen Truppen waren Straßsoldaten, die wenig Achtung bei Ansiedlern und Eingeborenen genießen. Wie uns die Landsleute erzählten, waren erst im August einige Schwadronen dieser Truppen bei einer Expedition im Innern von den Eingeborenen umzingelt und ohne Pferde und Waffen, die die Schwarzen erbeutet, nach der Hauptstadt zurückgesandt worden. Eine Straßkolonie wird nie aufkommen und gedeihen können, da den Beteiligten das Interesse fehlt. Lange, lange Jahre soll Angola schon bewirtschaftet sein und sieht immer noch öde aus. S. Paola de Loanda hat ca. 30 000 Einwohner, die schwarzen Bürger mit eingerechnet.

Recht malerisch sahen die Eingeborenen-Weiber in ihren nach morgenländischer Art umgeschlungenen losen Gewändern aus. Wie uns die beiden Deutschen versicherten, soll im Innern der Sklavenhandel, wenn auch nicht überseeisch, noch blühen. Beide hatten sich aus Mangel an weißen eine schwarze Frau für 5 bis 6 Pfd. Sterling (100—120 Mark) bei einem Portugiesen gekauft.

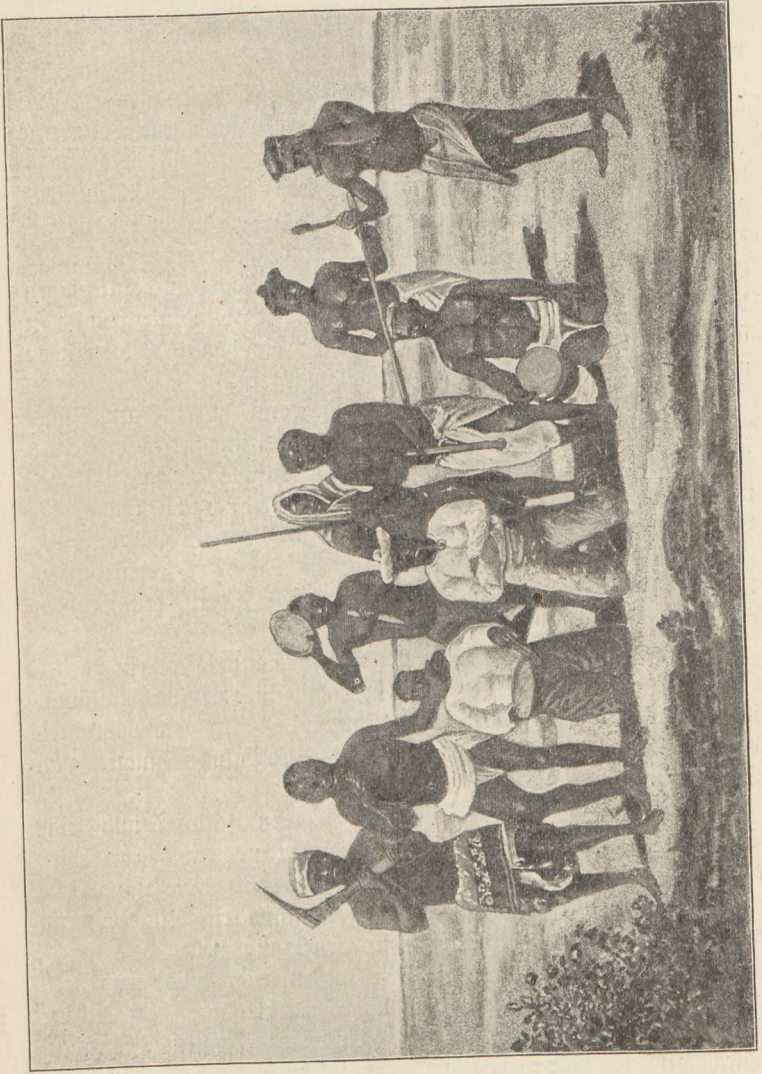
Frucht- und Fischmarkt waren sehr besucht von Käufern und Feilbietenden, leidliche Preise ermunterten auch uns, Südfrüchte aller Art einzuhandeln, um damit das ewige Einerlei der Schiffskost aufzubessern. Eine Gasanstalt sorgt für die Beleuchtung des Hafens und der Stadt, während 300 Kilometer Eisenbahn dem Handel und Verkehr mit dem Innern dienen, in dem es, wie auch schon an

der Küste, sehr fieberhaft ist. Geld giebt es sehr wenig, und das wenige ist Papier und Kupfer. Silberprägung ist selten und das Papiergeld ist so alt, daß es einem bald in der Hand zerfällt. Für 50 Pfennig hat man schon, wenn ich nicht irre, drei Scheine. Kupfermünzen, so groß wie ein Fünfstück, kursieren daneben und beschweren die Taschen bei den geringsten Beträgen.

In kurzer Reihenfolge passierten wir noch die kleinen Küsten-niederlassungen Umbriç, Kiuçemba, Mussera, Muculla, Umbriçette, Banana, in denen ausschließlich „Old Riger Rum“ gelöscht wurde.

Fernando Po und der Kamerunberg kamen am 1. Dezember in Sicht und am 3. desselben Monats fuhren wir den Fluß in Old Colabar hinauf. Hohe Mangroven und Palmen bestanden die schlammigen Ufer. Es roch ordentlich nach Fieber in dieser Gegend. Nach drei Stunden kam die Niederlassung in Sicht und Melita Bohlen warf bald Anker, um ihren nunmehr völlig leeren Schiffsbauch von hier aus wieder zu füllen. Während der zwei Tage unseres Aufenthaltes in Old Colabar nahm sie Ebenholz, Palmenkerne, Palmöl u. a. m. ein.

Old Colabar ist englischer Besitz und liegt wirklich romantisch. Das Regierungsviertel des Ortes ist mustergültig in Ordnung gehalten, die Anpflanzungen und Anlagen waren nach europäischem Schnitt, wenn auch mit tropischen Gewächsen bestanden. Englische und deutsche Faktoreien liegen links und rechts des Flusses. Ein kleines, aber sauberes Stationschiff repräsentiert auf dem Wasser die englische Macht, während am Lande, kleidsame Uniformen tragend, die ausschließlich schwarze Westindier-Truppe Ordnung hält, kommandiert von dem einzigen weißen Offizier, einem englischen Major. Dieser begrüßte uns sehr freundlich und äußerst kameradschaftlich. Eine Unterhaltung war unmöglich, da wir nicht englisch, er nicht deutsch verstand, denn die einzige fremde Sprache, die wir einigermaßen sprachen, war holländisch, die Hauptverkehrssprache in Südwest-Afrika. Unteroffizier Hartmann war der einzige, der ihm sagen konnte, daß wir gerne englisches Geld gehabt hätten, um Einkäufe machen zu können. Der Kommandant ließ uns ohne weiteres deutsches Bier auf seine Kosten verabreichen. Die Kaserne ist dem tropischen Klima angepaßt und sind die inneren Höfe und Plätze peinlich sauber. Eine schwarze Militärkapelle mußte uns auf Geheiß des Kommandanten den „Doppeladler-Marsch“ spielen, der mit Eraktheit wiedergegeben wurde. Wir dankten dem Major und eilten dann an Bord, denn die Zeit der Abfahrt nahte.



Senegaleser in Senegambien (Senegambische Fula-Mannschaft).

Bonny, Lagos, Quitha, Acra, Klein- und Groß Popo, Arim (Feste Brandenburg), Cap-Palmas und Uda beobachteten wir vom Schiffe aus, da die Zeit zu kurz war, um an Land gehen zu können.

Sinnoe war wieder der erste Platz, wo wir Gelegenheit hatten, von Bord zu kommen.

„Melita Bohlen“ löste den üblichen Böllerschuß — „Fall Anker!“ — wir standen vor Sinnoe, um Biafaba und Palmkerne einzunehmen.

Vom Bord aus hatten wir einen herrlichen Ausblick auf das Negerdorf. Hinter dem vor uns liegenden Felsen hervor ergießt sich ein schmales, seichtes Flüsschen in den unendlichen, hier ewig blauen Ozean. Brausend schlägt die schäumende Brandung an die klippigen Ufer, den weißen Gischt hoch aufspritzend. Als Hintergrund die üppige Vegetation der Äquatorial-Zone, die hohen Kokospalmen und schlanken im Wasser stehenden Mongroven.

Ein Boot brachte uns alsbald eine gute halbe Stunde über die Sandbarren den Fluß aufwärts, der links und rechts an seinen Ufern Hütten der Eingeborenen, sogenannte Buschleute, zeigte. Ringsum heilige Stille, kein Lüftchen regt sich, kein Hauch bewegt die Blätter der erotischen Pflanzen. An einer scharfen Biegung des Flusses kommt das Dörfchen Sinnoe in Sicht. Niedrige Holzhäuser, roh und ungezimmert, mit Kokosfaser gedeckt, auf Pfählen erbaut; so setzt sich Sinnoe zusammen.

Nur die Faktorei einer Hamburger Firma hat sich ein zweites Stockwerk geleistet, freudig begrüßten wir die deutsche Nationalflagge, die uns ein „Willkommen“ zuwinkte. An Bambusrohren befestigt, ragt sie hoch über die Spitzen der Palmen hinaus, zum Schutz und Trutz in dieser wilden Einöde.

Herr West, der Vorstand der erwähnten Faktorei und seine Schreiber — alles Landsleute — begrüßten uns aufs herzlichste, als wir „mit einem Sprung“ Liberia betraten. Die Landsleute sahen aber doch alle recht verbraucht, leidend aus, kein Wunder, wenn man die klimatischen Verhältnisse in Erwägung zieht.

Ein Rundgang durch die Dorfstraßen zeigte uns, was auch die Kaufleute sogleich angedeutet, die Verwahrlosung des Landes. Zerfallene Hütten und Häuser, aller Beschreibung spottende Straßen, schlecht gepflegte Gärten u. a. m. boten sich unsern Blicken dar. Die schwarzen „Bürger“ liefen mit dickem Überzieher ohne Hosen, dieser oder jener mit Cylinder und bunten Kattunhosen angethan, einher. Oft wollte ich laut auflachen, doch konnte ich froh sein, es nicht

gethan zu haben, denn ich erfuhr später, wie streng die Obrigkeit hier waltete, wie sehr sie es sich angelegen sein läßt, die Staatsbürger zu schützen.

Alles steht in voller Blüte, der weltberühmte Liberia-Kaffee lacht uns heute, nicht in Wohlgerüchen, sondern in seiner Blütenpracht entgegen.

Wir betreten ein auf unsere Frage (man spricht dort selbstredend englisch) als Postamt bezeichnetes Haus. Ein Mulatte im Cylinder ruft uns sein „morning“ entgegen und fragt nach unseren Wünschen. — „Briefmarken von Liberia!“ — die giebt es nicht mehr — — aber wir könnten Briefe absenden; wenn nur eine Marke, ob deutsch, englisch oder sonst irgend eine, draufklebte, würde der Brief besorgt. Uns war es natürlich unbegreiflich, daß man auf einem Postamt keine Marken erhalten könnte, um aber doch irgend etwas zu kaufen, fragten wir nach Bananen — „noch nicht reif“ — Apfelsinen — „desgleichen“ — Kokosnüsse — „o ja! wenn die Herren sich mit bemühen wollen“ und er führte uns an die Hinterfront seines Hauses, oder vielmehr des Postamts. Naiv deutete er auf eine ca. 10 Meter hohe Palme mit den Worten: „Da sind Kokosnüsse“ — er machte die Bewegung des Kletterns. Nun ging es aber doch nicht mehr, im Chorus lachten wir aus vollem Halse unsern Postagenten aus und ließen ihn verblüfft stehen.

Wir folgten nun der Einladung eines der Kaufleute und begaben uns in dessen einfaches, doch immerhin gemüthliches Heim. Durch den jahrelangen Aufenthalt in den Tropen waren wir mit allem, selbst mit dem Geringsten und Notdürftigsten zufrieden gestellt. — Riesige Haufen Biasaba-Reis starrten uns überall entgegen. Hier ein Platz zum Trocknen des Reises, dort weiter hin stehen schwarze Arbeiter und beschneiden, binden und nähen den Reis in Sackstücke ein, andere türmen ihn auf oder schaffen ihn in unsere bereitstehenden Schiffsboote.

Nachdem sich unsere Zungen durch einige Glas „Pilsener“ etwas gelöst hatten, gaben wir unter anhaltendem Gelächter das Erlebnis in dem Postamte zum Besten.

Unser Landsmann erzählte uns dann:

„Sie glauben nicht, wie streng hier die schwarze Regierung darauf sieht, daß die Bürger der Republik Liberia von aller Welt respektiert werden. Wir hatten schon oft genug hier Beleidigungsakte auszufechten, meist darum, weil wir vergaßen, beim Anreden der schwarzen Gefellen das „Mister“ zu gebrauchen. Letzthin ist

ein Schreiber von uns, welcher erst kurze Zeit hier gewesen war, mit 1400 Dollar Strafe belegt worden, weil er einem schwarzen Arbeiter einen leichten Schlag gegeben hatte. Selbstredend hätte er die Summe nie erschwingen können, und mit dem ersten besten deutschen Dampfer ging er nach Deutschland zurück. Die ganze Geschichte hat dadurch ihren Abschluß gefunden. — Unser früherer Chef hier sollte wegen eines Vorkommnisses vor Gericht erscheinen. Er wäre krank, ließ er dem Bürgermeister und Sheriff sagen. Dies half wenig, denn man sandte zwei handfeste Diener und diese trugen den Angeklagten zum hohen Gerichtshof. Einige Tausend Dollar Strafgeld sollte auch er zahlen und — — ist es aber heute noch schuldig, denn er ist längst weg von hier. Durch diese Strafen an Weißen will man hier wohl den finanziellen Verfall der Republik etwas heben. Amerika, unter dessen Flagge der Staat besteht, leistet keine Zahlungen mehr. — Nur in Monrovia, dem Sitz des (schwarzen) Präsidenten, giebt es noch Freimarken. — Die amerikanischen Segelfregatten der Regierung sind auch nur zum Schein da, denn es sind veraltete kleine Fahrzeuge. Wahrscheinlich wird Liberia über kurz oder lang in englische Hände übergehen, was für die zahlreichen deutschen Faktoreien sehr zum Nachteil wäre. Die ganze Küste von Cap Palmas bis Monrovia weist fast nur deutsche Firmen auf, die die Erzeugnisse Liberias nach Europa schaffen. Wäre Liberia in deutschen Händen, so würde sich in Kürze ein bedeutendes Handels- und Ausfuhrgebiet erschließen, denn die „ehrsamen Bürger von Liberia“ haben keine Lust zur Arbeit. Der so berühmte Liberia-Kaffee würde bald den Weltmarkt beherrschen, während er jetzt seiner geringen Quantität halber kaum auf den Markt kommt.“ — Wir hatten den Ausführungen mit Interesse gelauscht und sagten nun unserem Landsmann Lebewohl, da die Zeit zur Abfahrt nahte. — Eine Stunde später kündete nur noch ein feiner blauer Strich am Horizont uns Sinn an. Ich dachte unwillkürlich: „Es sieht faul aus im Staate Liberia.“

Monrovia, das wir am 24. Dezember erreichten, hatte sich doch in den Jahren bedeutend vergrößert, seit wir es am 7. Juli 1894 berührt hatten. Unsere an Bord befindlichen Krnjungen musterten ab und es wurde nun bedeutend ruhiger auf der „Melita“, die noch an demselben Abend abdampfte. Bei einer guten Bowle aus Rum und Wein verbrachten wir den heiligen Abend vor Weihnachten, die dritte, welche wir fern der heimatlichen Stätte

feiern mußten. Etwas aufgebefferte Kost ließ uns fühlen, daß auch der Kapitän Niessen an das Weihnachtsfest dachte.

Neujahr sollten wir indes besser und heiterer verleben, als das Christfest, denn am Sylvesterabend gegen 8 Uhr lief die „Melita Bohnen“ in Las Palmas, dem ersten zivilisierten Hafen, ein. Unzählige Seefahrzeuge lagen hier vor Anker, die größten Dampfer sowohl als auch kleine Fischerboote waren in dem verkehrsreichen, gut angelegten Hafen vertreten. Die Stadt, prächtig



Nich. Carolu.

gelegen, riesenhohe Bergpartien im Hintergrunde, war ein wahres Prachtstück gegen die auf der gegenüberliegenden Insel liegende Ortschaft Santa Cruze. In Hufeisenform sich am Meere hinschlängelnd, erklimmte sie den halben Höhenzug, der sich längs der Insel hinzieht. Von der St. Anna-Kathedrale übersieht man die Stadt und auf Meilen den blauen, leicht gekräuselten Ozean. Forts, Bastionen und andere Befestigungswerke ragen warnend von den Höhen herab. Von drüben grüßt der mächtige Pic von Teneriffa,

dessen Spitze man mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennt. Die Sylvesterfeier brachte manche Überraschung. Donnernd in den Schluchten wiederhallende Böller- und Freudenschüsse, allerorts leuchtende Feuer, Raketen in allen Farben, Festläuten auf allen Schiffen und drüben in Las Palmas, das förmlich zu brennen schien: so weihte man hier den Anfang des neuen Jahres 1897 ein und begrub das alte mit seinen Sorgen, seinem Kummer.

Ein leichter Wagen brachte uns am anderen Morgen durch die Villenkolonien und Kurhäuser bis mitten in die Stadt, wo wir uns zunächst ein gutes Neujahrsfrühstück im „San Bernardo-Hotel“ leisteten. Ein deutscher Kellner servierte uns dasselbe und freute sich, Deutsche zu sehen, die doch noch am seltensten Las Palmas berühren. Um Pfd. Sterl. 1. 3. 6. (23 Mark 50 Pf.) erleichtert — das Hotel war ein englisches — verfolgten wir den Weg, unterstützt von einem Führer, weiter und besichtigten die interessantesten Bauwerke des Ortes, u. a. das sehr gut gehaltene, nach europäischem Muster gebaute Theater, die St. Anna-Kathedrale und den Dom. Alles waren imposante und gut erhaltene Bauwerke. Nackte Kinder erblickten wir nirgends, die Straßen waren äußerst sauber und machten einen durchweg guten Eindruck. Zahllose Kirchgängerinnen, in schwarze Tücher gehüllt, nur das schwarze feurige Auge freilassend, strömten an uns vorüber zum Neujahrs-gottesdienst. Spanier in vollem Sonntagsstaate belebten alle Straßen und Gassen. Wir wunderten uns, daß trotzdem Markt stattfand und kauften große Mengen Apfelsinen, Aprikosen und Bananen für einen Spottpreis.

Mit der Tramway dampften wir gegen Abend dem Hafen wieder zu, wo „Melita Bohlen“ bereits fertig zur Abfahrt war. Sehnsüchtig blickten wir noch lange, über das Steuerbord gelehnt, den schwindenden Häusern und Bergen nach — wir sehen uns wohl nicht wieder!

Wir wußten, daß Marokko's Küste bestrichen werden sollte und waren begierig, leibhaftige Muselmanen und Mauren zu Gesicht zu bekommen. Am 3. Januar früh unterschieden wir im Nebel die deutlichen Umrisse eines Häusermeeres. Magador, ein befestigter Küstenplatz, lag vor uns.

Hohe steile Klippen, an denen sich die Wogen tösend brechen, links und rechts mit Strandbatterien besetzt, lassen nur eine kleine Einfahrt in den busenartigen Hafen frei. Der Anker war kaum gefallen, als auch schon mehrere Muselmänner, in langem Kaftan

und Fez, an Deck waren, maurische Dolche, Gemüse und Eier feilbietend. Am Lande trabten, aus dem Innern kommend, die Karawanen passierend, lange Kamelzüge der Stadt und Festung zu. Beduinen auf ihren flinken Pferden sausen den Strand entlang und verschwanden hinter den Mauern und Festungswällen.

„Melita Bohlen“ nimmt mehrere Hundert Kisten Eier ein und dreht am Abend desselben Tages den Kiel in die freie See. Mazagan und Casablanca sahen wir noch, dann werden die Luken fest verschlossen, die Ladung ist vollständig, es geht direkt nach Hamburg. Fieberhaft warteten wir Tag um Tag. Kap St. Vincent und Finisterre ist passiert und schon kommen eisige Winde von Norden her. Der Golf von Biscaya macht diesmal seiner üblen Nachrede alle Ehre. Der Hüllsturm peitscht die Wogen, die unsere „Melita“ wie eine Nußschale umherschleudern. Minutenlang liegen wir auf der Steuerbordsseite, endlich hebt sich Melita wieder und brausend ergießt sich eine hohe Sturzwelle über das Deck. So geht es fort und fort, bis am dritten Tage der schützende Kanal, die Straße von Calais, erreicht ist. Immer eisiger pfeift ein frischer Nordost uns entgegen. Wir lassen uns nicht mehr an Deck sehen. Bei wärmenden Getränken verplaudern wir die letzten Tage des Zusanmenlebens, denn bald geht jeder in seine Heimat.

Bei Dover ist signalisiert, das Vorkumer Feuerschiff passiert und ein Lotse an Bord genommen. Am Abend des 10. Januar liegen wir bei Cuxhaven, die Flut abwartend. Donnernd krachen die von der Elbe abwärts getriebenen Eisschollen gegen unseren Schiffskörper. Man ist so rücksichtslos, nicht einmal einen Ofen in unserem Wohnraum aufzustellen; mit der Matratze decken wir uns zu, um nicht zu frieren. Die Flut kommt und wir dampfen flott die Elbe hinauf. Glücklicherweise wird Stade erreicht, dann verläßt uns Neptun's Hand, wir stranden und müssen, noch immer ohne Heizung, $1\frac{1}{2}$ Tage in Schnee und Eis liegen, ehe uns acht der größten Schlepper wieder flott gemacht haben. Endlich, am 13. Januar 1897 morgens, können wir den Mitreisenden Lebewohl sagen, denn wir sind in Hamburg, auf deutschem Boden.



Inhalt.

	Seite
Unsere Seefahrt	1
Land und Leute in Deutsch-Südwest-Afrika	8
Von Swakopmund nach Windhoek	17
Unruhen in Nis	28
Kriegszug gegen die Khauas-Hottentoten 1894/95	33
Okahandya	35
Expedition durch das nördliche Hereroland	44
Kommando nach Dhimbingwe und Anstellung bei der Landeshauptmannschaft in Windhoek	51
Kriegszug gegen die vereinigten Khauas-Hottentotten und Hereros	57
Vorbereitungen zur Reise nach Deutschland	97
Unsere Heimreise	104



Volkshochschulen
und
Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung.

Von
Ernst Schulke.

Mit einer Einleitung von Professor Dr. Eduard Reyer, Wien.

Erste und zweite Auflage.

== 1 Mark 80 Pfg. ==

Das
letzte Aufflackern der Alchemie
in Deutschland
vor 100 Jahren.

(Die Hermetische Gesellschaft 1796—1819.)

Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte

von
Ernst Schulke.

== 1 Mark 80 Pfg. ==

Über die Umwandlung
willkürlicher Bewegungen in unwillkürliche.

Von
Dr. Ernst Schulke.

== 1 Mark 20 Pfg. ==

Gg. Freund, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Ibsen als Idealist.

Vorträge über Henrik Ibsen's Dramen

gehalten an der

Humboldt-Akademie zu Berlin

von

Dr. Adalbert von Hanstein.

Mit dem Bildnis Henrik Ibsen's.

== geheftet 4 Mark. gebunden 5 Mark 50 Pfg. ==

Sozial-Moral.

Kriminalpolitische Aufsätze

von

Arthur Dix.

== 1 Mark 50 Pfg. ==

Inhalt:

I. Das Verbrechen als soziale Erscheinung. — II. Historische Wandlungen der sozialen Moral. — III. Die Verbrecher. — IV. Die Behandlung der Verbrecher. — V. Tabellen. — Litteratur.

Deutsche Kaiser

und

Deutsches Volksvermögen.

Von

Max Riedel,

Hamburg - Hohenfelde.

Erstes und zweites Tausend.

== 3 Mark. ==



Übersichtskarte
 von
**DEUTSCH-SÜDWEST-
 AFRIKA.**
 Maßstab 1 : 5000000.
 Höhen in Metern
 Die Namen der militärisch besetzten Stationen
 sind unterstrichen.